

Der Westpreuße

Begegnungen mit einer
europäischen Kulturregion



 UNSER
DANZIG

72. Jahrgang Heft 4 Juli 2020 € 6 (D) 25 zł (PL)



DAS „JORDANKI“ IN THORN

Avantgarde-Architektur
von internationalem Rang

DER MYTHOS VON NADOLE

Die Grenzziehungen von Versailles
und ihr Fortwirken in der Kaschubei

AUS DEM INHALT

VORSPANN

- 2 vorab
- 4 Auf ein Wort
- 5 In eigener Sache

PANORAMA

- 6 Auf Teneriffa erprobt, in Thorn perfektioniert
- 10 Die „Elbinger Nachrichten“ als Digitalisat
- 11 Zwei sich kreuzende Linien – die Entdeckung eines Porträts von Georg Jakob Streenke
- 11 Notizen aus der Dreistadt und Thorn

AUSSTELLEN UND ERFORSCHEN

- 13 Ein Schatzhaus der Stadt- und Regionalgeschichte: Das „Elbinger Archäologisch-Historische Museum“
- 18 Westpreußens letzter Konservator. Wiesław Sieradzans Biografie über Bernhard Schmid

GESCHICHTE UND KULTUR

- 19 VOR 100 JAHREN – DAS ENDE VON WESTPREUSSEN (4): Der lange Schatten von Versailles. Beobachtungen an einer Phantom-Grenze in Kaschubien
- 24 IN DEN BLICK GENOMMEN: *Das Glück der kalten Jahre* von Martyna Bunda
- 26 Ein Danziger „SPD- und KPD-Bonze“ hinter Gittern – Die Aktion „Gewitter“ vom August 1944

POLITIK UND GESELLSCHAFT

- 31 Missbrauchsfälle – Erzbistum Danzig im Fokus
- 32 Matthias Platzeck fordert eine neue Ostpolitik
- 33 NACHRICHTEN

NEUERSCHEINUNGEN

RUBRIKEN

- 3 „Der Westpreuße“?
- 35 Impressum / Autorinnen und Autoren / Erratum
- 36 Zum guten Schluss

TITELBILD Der an der früheren Hermann-Franke-Straße (heute: Stary Port) am Brahe-Ufer gelegene Seitenflügel des Bromberger Hauptpostamts, der als ältester Teil des umfangreichen Komplexes von 1883 bis 1885 erbaut wurde. Seit der Fertigstellung der gesamten U-förmigen Anlage im Jahre 1899 hat das Gebäude seine Funktion bis heute kontinuierlich beibehalten.

FOTO: © TUPUNGATO | DREAMSTIME.COM

PASSWÖRTER für die digitalen Fassungen der letzten drei Westpreußen-Ausgaben:

- 📄 März / April 2020: heft-2-2020-ebc
- 📄 Mai / Juni 2020: heft-3-2020-lja
- 📄 Juli / August 2020: heft-4-2020-jor

6



Ein weiteres beeindruckendes „Unikat“ des Fernando Menis



Stent für eine Verkehrsader



Elbings „Leuchtturm“ in der Museumslandschaft



Versailles, Antoni Abraham und das Dorf Nadole am Zarnowitzer See



Emil Straphel – ein Funktionär der politischen Linken aus Danzig



Bistum Danzig in der Kritik

vorab

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

es wird Sie kaum verwundern, dass in unserer Redaktion noch längst keine „Normalität“ zurückgekehrt ist. Neben dem fortbestehenden Mangel an aktuellen Informationen beeinträchtigen uns jetzt beispielsweise Spätfolgen des ersten Lockdowns, die wir kaum ausgleichen können. Wenn einer unserer Autoren drei Monate lang verpflichtet war, neben dem Home-Office seine drei Kinder zu betreuen – wie sollten wir kein Verständnis dafür haben, dass sein Artikel nun doch erst in der nächsten Nummer erscheinen kann? Das gleiche

gilt, wenn die wochenlange Schließung der wissenschaftlichen Bibliotheken bei einem anderen Autor einen so großen Arbeitsstau verursacht hat, dass wir die Wahl haben, noch geduldig zu warten, bis er die neuen Quellen und Forschungspositionen aufgearbeitet hat – oder unseren Zeitplan strikt einzuhalten, Ihnen dafür dann aber nur die längst bekannten Geschichten ein weiteres Mal erzählen zu lassen.

Solche Verschiebungen führen zuweilen sogar dazu, dass sich unsere Redaktionstermine verschieben und eine Nummer erst etwas verspätet in den Druck gehen kann. Falls sich also Verzögerungen ergeben, müssen sie nicht unbedingt auf die Post-Zustellung zurückgehen – und dann hoffen wir erst recht auf Ihre Nachsicht.

Schließlich stehen wir vor Schwierigkeiten, die in dieser Zeit besonders unwillkommen sind: Wir müssen aktuell nach den grundsätzlichen Möglichkeiten unserer weiteren Arbeit fragen, so dass es nicht genügt, die Gegenwart zu bewältigen; vielmehr geht es zugleich darum, ob und auf welche Weise wir überhaupt noch die Zukunft des *Westpreußen* gestalten können. Aus diesem Grunde wenden wir uns auf der übernächsten Seite gleich nochmals eigens an Sie und hoffen, dass Sie sich wohlwollend in diese Überlegungen mit einbeziehen lassen.

So bleiben wir diesmal „bis gleich“

mit herzlichen Grüßen
Ihre DW-Redaktion

„Der Westpreuße“?

Wenn das „größte Magazin“ einer Stadt den Namen *Der Hamburger* trägt, leuchtet diese Benennung sofort ein – aber wer oder was ist *Der Westpreuße*?

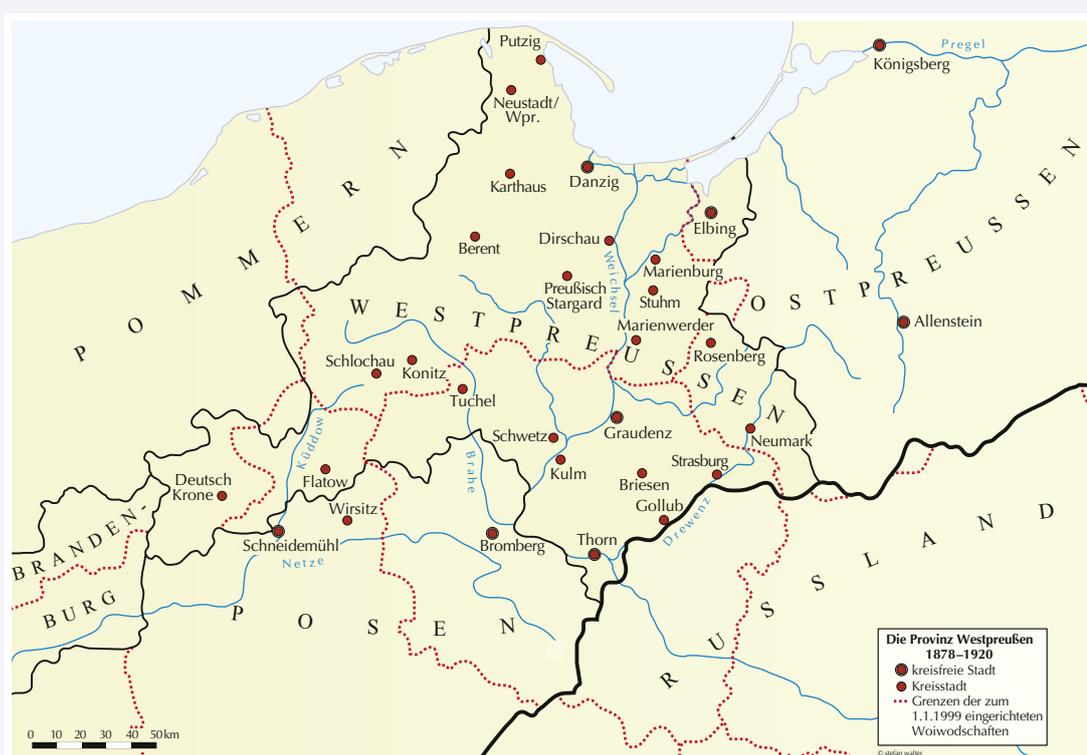
Danzig und das Land an der unteren Weichsel – mit den UNESCO-Welterbestätten Marienburg und Thorn – bilden höchst beliebte Reiseziele. Viele der Touristen aus Deutschland wollen mehr wissen über diese „europäische Kulturregion“, ob sie nun zum ersten Mal kommen oder selbst schon viele Eindrücke vor Ort gesammelt haben. Wahrscheinlich werden sie rasch darauf stoßen, dass diese Landschaft auch mit der deutschen Geschichte verbunden ist und bis 1920 „Westpreußen“ hieß. Das gilt auch für diejenigen, die Familienforschung betreiben oder die einfach kulturhistorisch interessiert sind. Die Gründe, sich heute mit dieser Region zu beschäftigen, können vielfältig sein.

Diesen unterschiedlichen Interessenlagen will *Der Westpreuße* gerecht werden. Der Name dieser Zeitung leitet sich aus der deutschen Geschichte des Weichsellandes ab, denn „Westpreußen“ ist in der Gegenwart eine Erinnerungslandschaft für Menschen, die von dort stammen und für deren Familien dieses Land oft jahrhundertlang Heimat war. Bei der Beschäftigung mit dem kulturellen Erbe und der gemeinsamen Geschichte eröffnet es als historische Kategorie aber auch den heutigen polnischen Bewohnern einen wichtigen Orientierungsraum.

Der Westpreuße beschäftigt sich deshalb einesteils mit der Gegenwart des Landes, mit seiner Entwicklung und seinen vielfältigen Attraktionen und

wendet sich andernteils der spannenden, allerdings durchaus konfliktreichen Geschichte dieser Region zu: Schließlich steht „Westpreußen“ nicht nur für eine historische preußische Provinz, es weckt auch Assoziationen an den Deutschen Orden, der hier im Mittelalter das Kerngebiet seines Territoriums hatte, oder an das „Königliche Preußen“ („Prusy Królewskie“), das für mehr als 300 Jahre mit der Polnischen Krone verbunden war. Nicht zuletzt gehören zu dieser Geschichte die einschneidenden Ereignisse im 20. Jahrhundert: Nach dem Ersten Weltkrieg verschwand „Westpreußen“ von den Landkarten, im Zuge des Zweiten Weltkriegs wurde die Region dann von 1939 bis 1945 nochmals gewaltsam zu einem „Reichsgau Danzig-Westpreußen“ zusammengezwungen.

Das Konzept dieser Zeitung zielt darauf, all das zu bewahren und zugleich Möglichkeiten einer zukünftigen gemeinsamen deutsch-polnischen Geschichte zu erkunden. Wer den *Westpreußen* zur Hand nimmt, kann sich auf eine Vielzahl von unterschiedlichen Entdeckungen freuen.



Die Realität überholte den Populismus

Schengen garantiert den EU-Bürgern eine bisher nie gekannte Freiheit. Die Corona-Krise hat gezeigt, wie sich geschlossene Grenzen in einem vereinten Europa auswirken. – 1985 unterzeichneten mehrere europäische Staaten das Schengener Übereinkommen, das den Abbau der Kontrollen an den gemeinsamen Grenzen und die Einführung des freien Personen- und Warenverkehrs vorsieht. Ein Meilenstein in der Geschichte des – zu diesem Zeitpunkt noch in Freiheit und Unfreiheit geteilten – Europas.

Die Grenzen innerhalb Europas sind meist historisch gewachsen. In Grenzregionen sind die Menschen allerdings schon unabhängig von den Nationalstaaten miteinander verbunden. Wer bei kulturell, historisch und wirtschaftlich stark verwobenen Gebieten eine „richtige“ und „falsche“ Seite ausmachen will, zu der man sich abgrenzen müsste, kann nur ein Ignorant sein. Auf den ganzen Raum ausgedehnt, bilden die Grundfreiheiten – die Warenverkehrs- und Dienstleistungsfreiheit sowie die Personen- und Kapitalverkehrsfreiheit – die Basis des vereinten Europas insgesamt; und Schengen geht sogar noch einen Schritt weiter, indem nun auch von der „alltäglichen“ Kontrolle von Bürgern abgesehen wird.

Vor diesem Hintergrund erweist sich die These, dass Schengen zu „unkontrolliertem Reisen“ führe, als Mythos. EU-Gegner verbreiten diese Unwahrheit seit jeher. Im Vereinigten Königreich haben die Brexiters diese Mär als eine Grundlage ihrer Kampagne gewählt. Dabei war das Vereinigte Königreich nicht einmal Vollmitglied in Schengen, selbstverständlich führte es immer schon Einreisekontrollen durch. Das Schengen-System ist viel komplexer, als es die Reduzierung auf „freies Reisen im Urlaub“ suggeriert. Als Teil des „Raumes der Freiheit, der Sicherheit und des Rechts“ wurden die justizielle Arbeit in diesem Raum sukzessive verstärkt und Einreisebestimmungen vereinheitlicht. Es erleichtert Fahndungen sowie Einreisesperren und verbessert den Informationsaustausch.

Wenn die Vorzüge von Schengen für viele vor allem in der Urlaubssaison hervortreten, bleiben diese Eindrücke somit an der Oberfläche – Schengen ist nicht in erster Linie eine Maßnahme zum stressfreien Ausflug. Es bietet grundsätzlich eine enorme Entlastung für alle im Wirtschaftsleben stehenden Menschen. Unvorstellbar, was es bedeuten würde, täglich Millionen von Pendlern zu kontrollieren. Im Jahre 2017 wurden die Schengen-Binnengrenzen laut einer Mitteilung der EU-Kommission 1,25 Milliarden Mal überschritten. Die Wiedereinführung stationärer und durchgängiger Personenkontrollen würde einen so großen finanziellen Schaden anrichten, dass er de facto den Binnenmarkt zerstörte. Und damit die EU. Der Binnenmarkt wurde – richtigerweise – zum Kernelement der europäischen Einigung. Wirtschaft ist nicht alles, aber ohne funktionierende Wirtschaft gibt es keinen Wohlstand.



Von Stefan Haboeck

Die Anfang des Jahres 2020 über Europa hereingebrochene Corona-Krise führte demgegenüber zu teils drastischen Maßnahmen der Staaten. Einer der striktesten Eingriffe war die vollständige Schließung aller Grenzen. Eine aufgrund der globalen Pandemie und der alarmierenden Prognosen nachvollziehbare Maßnahme. Doch diese muss zeitlich begrenzt sein. Manche Regierungen haben Ausfuhren von – teils lebensnotwendigen – Gütern in EU-Partnerländer unterbunden. Die geschlossenen Grenzen haben den Warenverkehr so sehr beeinträchtigt, dass die EU-Kommission „Green lanes“ einführte, mit denen der Warenverkehr rascher durch die Kontrollen gelöst werden konnte.

Wie sehr der Tourismus, für viele Staaten ein wichtiger Wirtschaftszweig, unter geschlossenen Grenzen leidet, war gerade mitzuerleben. Die durch Corona bedingten Grenzsicherungen offenbarten zudem die Fragilität zweier für die Gesellschaft wichtiger Bereiche: der Pflege und der Landwirtschaft. Durch die Schließung kam quasi über Nacht die Arbeit der ost- und südosteuropäischen Pflegekräfte und Erntehelfer zum Erliegen. Das nicht zuletzt aufgrund einer Kampagne gegen „Ostarbeiter“ aus der EU ausgetretene Vereinigte Königreich flog mit Charterflügen Erntehelfer aus Osteuropa ein. Und obwohl Spitzenpolitiker natürlich schon vor der Krise wussten, welchen Segen die Grundfreiheiten und welches Übel Abschottungen bringen, forderten viele beständig die Beschneidung der Grundfreiheiten und der Schengen-Bestimmungen. Auch hierzulande – in den Bundesrepubliken Österreich wie Deutschland – gehört es seit Jahren zum ideologischen Standardrepertoire, Arbeitskräften aus dem Ausland – vornehmlich aus Osteuropa – Schuld an der hohen Arbeitslosigkeit zu geben. Von der Forderung nach „Not-Verordnungen“ bis zum Aussetzen von Grundfreiheiten ist alles dabei.

Ein Ziel sind dabei eben die sogenannten „Ostarbeiter“. Eine abwertende Bezeichnung für hart und fernab ihrer Familien arbeitende Menschen aus Mittel-, Ost- und Südosteuropa – und zudem eine Kennzeichnung, die eine höchst problematische Vergangenheit im Zweiten Weltkrieg hat. Hier schlägt nicht nur eine gewisse Ausländerfeindlichkeit durch, sondern auch eine abschätzige Meinung gegenüber Menschen aus „dem Osten“; denn egal, wie lange die Menschen im Osten Europas schon frei sind – in vielen Köpfen sind sie noch im Ostblock. Und ja, natürlich ist es für diese Staaten eine massive Herausforderung, wenn junge, arbeitswillige Menschen das Land verlassen, um zum Beispiel in Deutschland zu arbeiten. Aber es obliegt den jeweiligen Regierungen, ihren Bürgern attraktive Perspektiven zu bieten. Arbeitswillige Menschen lediglich „einzusperren“, ist sicherlich kein Motivationsfaktor – und bietet nach dem Verschwinden des Eisernen Vorhangs keine praktikable Möglichkeit staatlichen Handelns mehr.

Corona hat jedenfalls binnen weniger Stunden und Tage die destruktiven Kampagnen der EU-Gegner, Binnengrenzen-Befürworter und Grundfreiheiten-Kritiker einem Realitätscheck unterworfen und dadurch entlarvt: Geschlossene Grenzen in einem vereinten Europa führen zu einem wirtschaftlichen Niedergang, zu Arbeitslosigkeit und zu menschlichem Leid. So eindeutig und schlicht lässt sich diese zentrale Erfahrung zusammenfassend formulieren. Kleinräumige Binnengrenzen sind ein Widerspruch zu den Grundfreiheiten. Sie gerade sind die Grundlage des Erfolgs, des Wohlstandes und der Freiheit im

demokratischen, friedlich vereinten Europa. Wer die Grundfreiheiten angreift, greift damit das Fundament der EU an. Corona hat es uns allen deutlich gezeigt. **st**

Stefan Haboeck ist seit 2019 als Politischer Berater beim Institut der Regionen Europas in Salzburg tätig und bereits seit 2009 Europa-Gemeinderat in der oberösterreichischen Stadt Wels. 2017 beteiligte er sich an der Gründung der Ukrainian-Austrian Association in Kiew. Ehrenamtlich ist er als Internationaler Referent in der Paneuropabewegung Österreich für internationale Beziehungen zuständig.

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

bitte gestatten Sie uns, Sie heute einmal auf die Voraussetzungen und Perspektiven unserer weiteren redaktionellen Arbeit anzusprechen.

Probleme unseres „Nischenprodukts“

Der Westpreuße ist naturgemäß eine Zeitung für einen kleinen Leserkreis, wobei die Zahl derjenigen, die traditionell den Westpreußen abonniert haben, inzwischen so stark abnimmt, dass unser Blatt trotz allen ehrenamtlichen Engagements und trotz weitestgehender Kosteneinsparungen schon seit Beginn dieses Jahres defizitär ist. Diese Einbußen werden zwar durch neue Leserinnen und Leser gemildert, die unsere Einladung angenommen haben und die europäische Kulturregion an der unteren Weichsel erkunden wollen. Diese zusätzlichen Abonnements können das Schwinden der älteren aber leider noch nicht ausgleichen.

Innerhalb dieser Entwicklung haben wir einen zentralen Problembereich identifiziert, für den wir rasch eine Lösung finden müssen. Hilfreich ist dabei ein Blick auf die allgemeine Zeitungslandschaft: Die überregionalen Blätter haben Tausende und Abertausende von Lesern verloren und darauf reagiert, indem sie verstärkt auf eigene Online-Redaktionen setzen. Wie sollten wir uns darüber wundern, dass gerade jüngere Menschen, selbst wenn sie unsere Thematik keinesfalls für entlegen halten, heute kaum noch auf die Idee kommen, ein Abonnement für eine Zeitung abzuschließen?

Vor diesen Entwicklungen dürfen wir die Augen nicht verschließen. Wer auch immer sich heute für das Land an der unteren Weichsel interessiert, wird eine attraktive Netz-Präsenz mit multimedialen Angeboten ebenso erwarten wie einen regelmäßigeren Fluss von Informationen, als es die Zweimonatsfolge unserer Ausgaben zu bieten vermag. Wenn wir uns an dieser selbstverständlich gewordenen Mediennutzung orientierten, würden wir unsere Wirkungsmöglichkeiten wesentlich erweitern – und uns zugleich aus der aktuellen Lage heraushelfen, in der wir finanziell nicht mehr in der Lage sind, diese Zeitung sechsmal pro Jahr drucken und versenden zu lassen.

Eine zeitgemäße Alternative

Unter dieser Voraussetzung haben wir das folgende Konzept entwickelt: Die Homepage der WESTPREUSSISCHEN GESELLSCHAFT wird für deren Mitglieder jetzt von Beginn an einen eigenen Bereich umfassen, in den redaktionelle Beiträge, aktuelle Berichte, Veranstaltungshinweise, Filme oder Podcasts eingestellt werden. Auf die jeweiligen Veröffentlichungen weisen regelmäßige Newsletter hin. Aus diesen Materialien werden dann viermal im Jahr Ausgaben des Westpreußen zusammengestellt und wie bisher in gedruckter Form veröffentlicht; denn wir halten es für substantiell wichtig, unser „Nischenprodukt“ weiterhin auch als „normale“ Zeitung fortzuführen und dadurch deutlich zu machen, dass auch jenseits des Internets weiterhin in der Öffentlichkeit von „Westpreußen“ gesprochen wird. Diese Ausgaben sind für die Mitglieder ebenfalls mit ihrem Jahresbeitrag abgegolten, der nach der aktuellen Planung € 60,00 betragen wird.

Unabhängig von dieser Mitgliedschaft kann die Zeitung dann aber auch wie bisher als selbstständiges Periodikum abonniert werden, und zwar mit vier Ausgaben, die im März, Juni, September und Dezember erscheinen, auf einen Umfang von 48 Seiten erweitert werden und (faktisch ohne Preiserhöhung) jeweils für € 8,00, d. h. zum Jahrespreis von € 32,00, angeboten werden.

Sie hätten damit die Möglichkeit, den Westpreußen ab dem nächsten Jahr **als Mitglied der Westpreußischen Gesellschaft** zusätzlich zur Nutzung des neuen Online-Bereichs – und einigen anderen Vorteilen – zu erhalten, oder ihn **als Abonnent** weiterhin in gewohnter Form, aber mit einer auf vier Hefte reduzierten Abfolge zu erhalten.

Wir hoffen zuversichtlich, dass Ihnen eine der beiden Möglichkeiten zusagt und Sie unserer Zeitung auch 2021 die Treue halten, bitten Sie herzlich, die beiden Alternativen bis zur nächsten Ausgabe schon einmal zu bedenken, und würden uns freuen, über die Redaktion oder über die E-Mail-Adresse leserpost@der-westpreusse.de Ihre Einschätzung des Konzepts zu erfahren. – In diesem Sinne bleiben wir

mit herzlichen Grüßen
Ihre DW-Redaktion

AUF TENERIFFA ERPROBT, IN THORN PERFEKTIONIERT

Das CENTRUM KULTURALNO-KONGRESOWE JORDANKI

Bereits im Jahre 2015 wurde in Thorn das moderne Kultur- und Kongresszentrum JORDANKI eröffnet. Für die Stadt ist es ein wichtiger Ort geworden, seine Architektur fand international Beachtung. Höchste Zeit also, das Haus einmal genauer zu betrachten.

Als der Journalist Wolfgang Büscher Anfang der 2000er Jahre zu einer langen Wanderung aufbrach, deren Dokumentation später als Buch unter dem schlichten Titel *Berlin – Moskau* erscheinen sollte, hatte er als Zwischenstation in Polen auch Thorn an der Weichsel vor Augen. Er stellt es sich als einen „gotischen Traum“ vor, zeigt sich nach seiner Ankunft aber etwas enttäuscht: Seinem Eindruck nach handelte es sich bei der Thorner Altstadt um eine einzige große Studentenkneipe.

Zweifellos ist das dann doch ein etwas überspitzter Standpunkt. Interessant ist diese Geschichte dennoch, weil sie gut zeigt,

wie es um unsere Erwartungshaltung gegenüber Städten bestellt ist. Wenn man eine alte Hansestadt besucht, die noch dazu mit dem Weltkulturerbe-Titel der UNESCO versehen ist, erwartet man dann nicht oft eine Art Zeitreise – und ist erstaunt, wenn man vor Ort auch der Gegenwart begegnet?

Ein wichtiger Baustein im Gesamtbild des heutigen Thorn, das sich nach dem Besuch von Wolfgang Büscher noch einmal erheblich weiterentwickelt hat, ist das bemerkenswerte Kultur- und Kongresszentrum JORDANKI. Falls man eine Besichtigung auf die Altstadt beschränkt, dann wird man es nicht zu Gesicht bekommen. Aber es genügen schon ein paar Schritte nach Norden, aus dem historischen Bezirk heraus, um einen ganz anderen Eindruck zu gewinnen. Man überquert eine große Kreuzung, passiert auf der linken Seite den Amtssitz des Marschalls der Woiwodschaft Kujawien-Pommern und steht dann vor einem auffälligen, aber keineswegs aufdringlichen zeitgenössischen Bauwerk: dem JORDANKI.

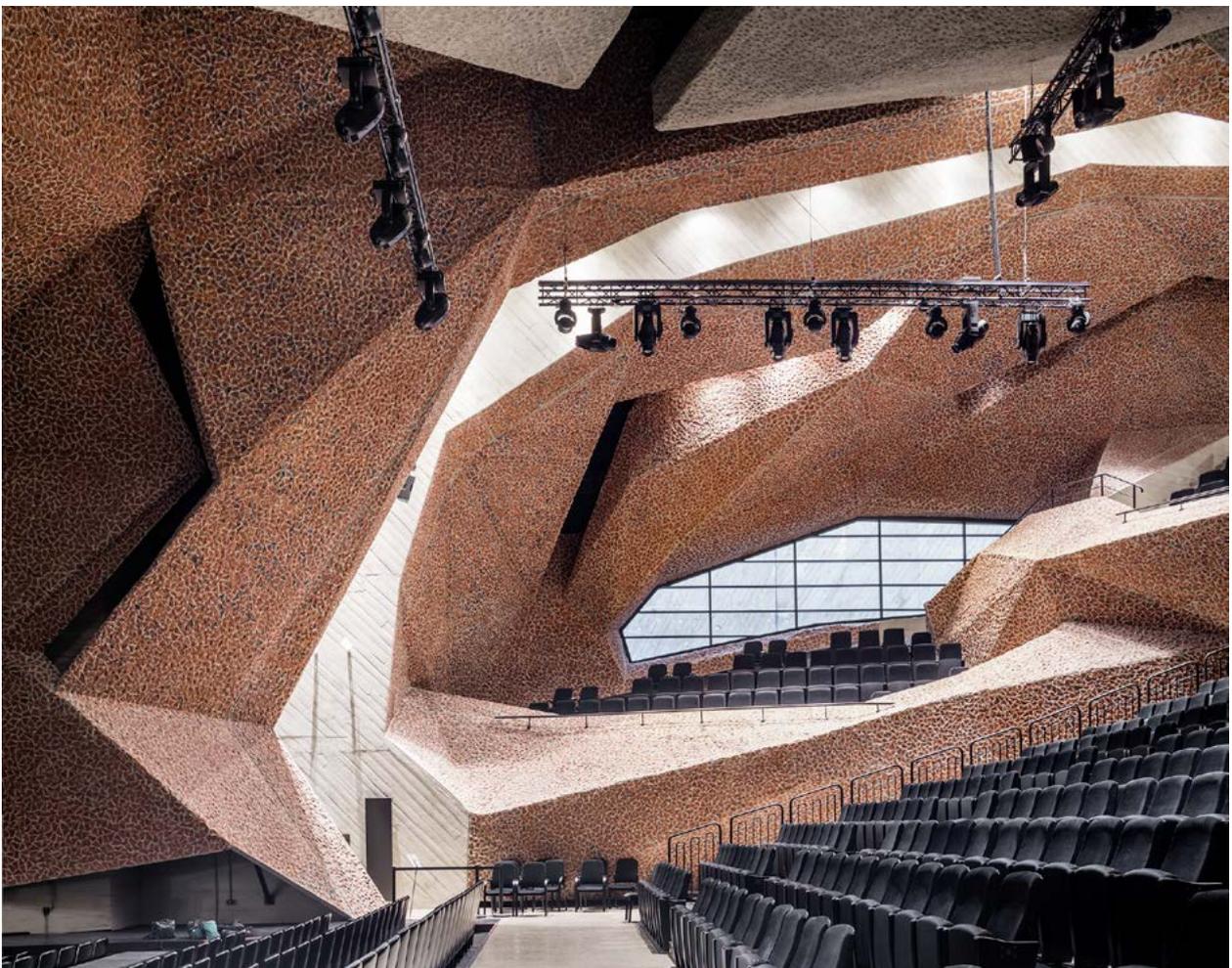


FOTO: JAKUB CERTOWICZ

Dank beweglichen Deckenelementen und einer ausbaubaren Bestuhlung verfügt der große Saal über ein Höchstmaß an Flexibilität.

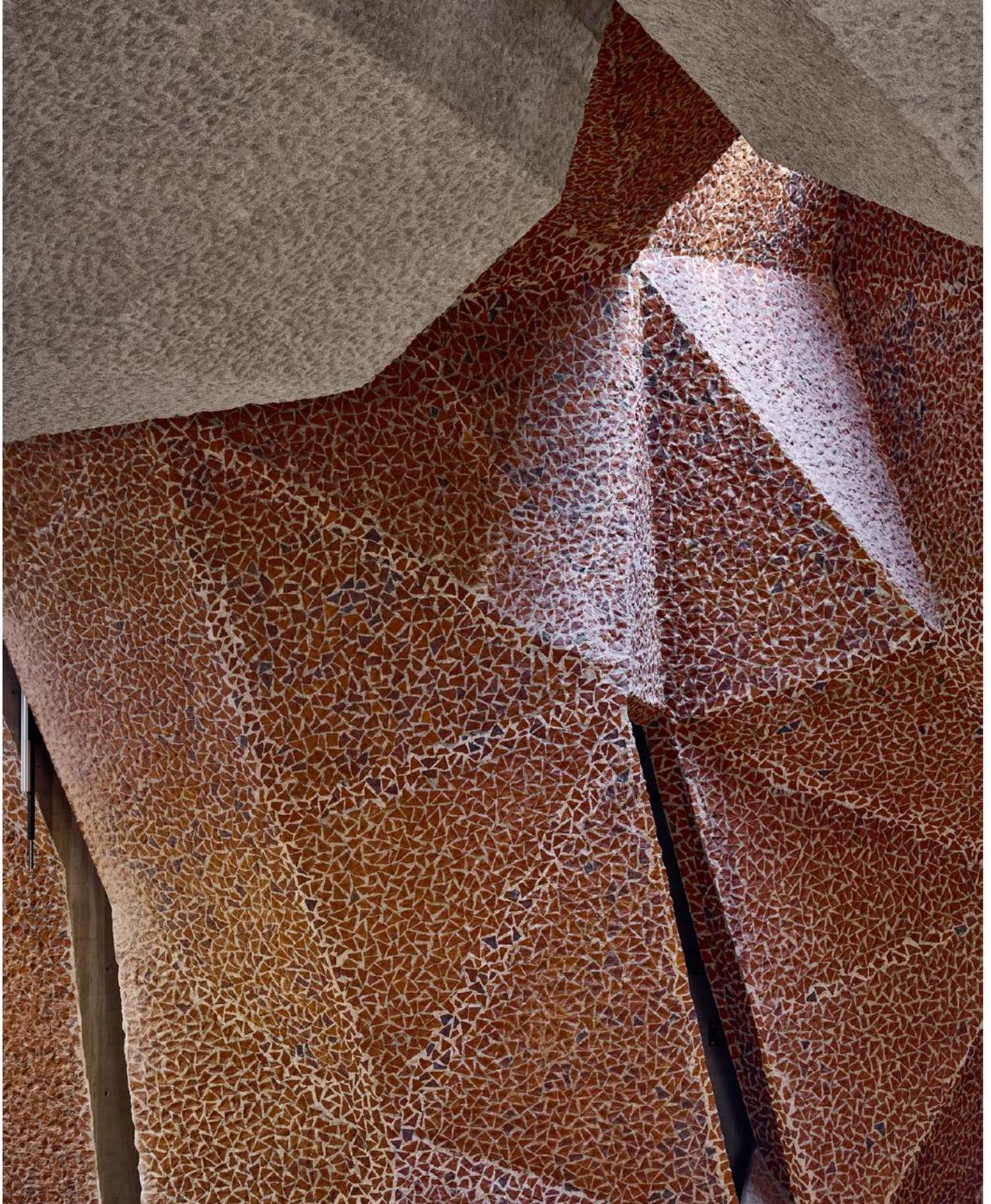


FOTO: JAKUB CERTOWICZ

Außen und besonders innen ist das JORDANKI von Betonoberflächen mit beigefügtem Ziegelbruch geprägt – eine Referenz an das Baumaterial der Thorner Altstadt.

Das Grundstück, auf dem das JORDANKI geplant wurde, liegt im Bereich der ehemaligen Wallanlagen um die Thorner Altstadt. In den zwanziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts war diese Befestigung endgültig abgeräumt worden. Es entstand dort ein Park, der nach dem Zweiten Weltkrieg zu einem sogenannten Jordansgarten („Ogród Jordanowski“) umgebaut wurde, einem öffentlichen Spiel- und Sportplatz für Kinder, nach der Idee des Krakauer Arztes Henryk Jordan. Lange Jahre war dieser Park ein beliebter Erholungsort, den die Thorner Bevölkerung kurz und

knapp „Jordanki“ nannte. Dieser Name wurde schließlich auf das neue Kultur- und Kongresszentrum übertragen.

Zurück geht das JORDANKI auf einen 2008 ausgeschriebenen Wettbewerb für einen Konzertsaal. Mit dem ersten Preis wurde unter 21 Teilnehmern damals der Entwurf des spanischen Architekten Fernando Menis ausgezeichnet, der international tätig ist, obwohl sein Büro sich an einem scheinbar etwas entrückten Ort befindet, auf der Kanaren-Insel Teneriffa. Menis kam dabei sicher zugute, dass er bereits mehrere beeindruckende Kultur-

Die Rückseite des Kultur- und Kongresszentrums lässt sich öffnen.
So entsteht ein Ort für Freiluft-Konzerte.



FOTO: CKK JORDANKI

zentren und Konzerthallen errichten konnte, zum Beispiel das MAGMA in Adeje auf Teneriffa, dessen Eröffnung im Jahre 2005 gefeiert wurde. Nachdem das Büro von Fernando Menis, in dem auch junge Architektinnen und Architekten aus Polen tätig sind, die Pläne noch mehrfach überarbeitet hatte, wurde 2013 mit dem Bau des JORDANKI begonnen. Im Dezember 2015 konnte das Haus schließlich der Öffentlichkeit übergeben werden. Die Baukosten beliefen sich auf rund 50 Millionen Euro. Anstelle des ursprünglich geplanten Konzertsaals war nun ein städtisches Zentrum für ganz unterschiedliche Veranstaltungen und Bedürfnisse entstanden.

Wegen der Nähe zum Weltkulturerbe „Thorner Altstadt“ entschied Menis sich dafür, möglichst wenig in die Höhe zu bauen. Entstanden ist so ein Komplex aus vier Baukörpern, der sich in der Horizontalen ausdehnt und zur von der Altstadt wegführenden Solidarność-Allee hin einen Vorplatz entstehen lässt, wie ihn auch das nicht weit entfernte, vor dem Ersten Weltkrieg errichtete Thorner Stadttheater besitzt. Im Unterschied zu solchen historischen Referenzen zielte Menis aber auf den Eindruck „eines natürlichen Objektes, eines Felsens“ ab, der eingebettet ist in die umgebende Parkanlage mit ihrem neu gestalteten, gewellten Terrain. Auch der Park kann bei Bedarf zum Veranstaltungsort werden, dafür lässt sich die Rückseite des JORDANKI öffnen und als Freilichtbühne nutzen.

Das Thorner Stadtmarketing bezeichnet die Architektur des JORDANKI als „einzigartig“. Auch wenn gegenüber solchen Werbefloskeln immer Skepsis angebracht ist: Fernando Menis sieht die Arbeiten seines Büros selbst als Unikate, vergleichbar mit den handgefertigten Instrumenten eines Geigenbaumeisters. Im Hinblick auf seine Materialästhetik ist das Thorner Bauwerk wirklich etwas Besonderes. Die Fassaden sind noch überwiegend bestimmt von einem hochwertig verarbeiteten

sandfarbenen Beton. Dessen Oberflächen sind überzogen von Spuren des Herstellungsprozesses und einem Netz aus Fugen, die zusammen ein diagonal verlaufendes Muster ergeben. Doch bereits hier ist zudem Menis' charakteristische Handschrift zu erkennen. Es finden sich am Außenbau einige Stellen, die wie ab- oder ausgeschnitten wirken. Dort kommt ein mosaikartiges Relief aus rötlichen Ziegelbruchstücken zum Vorschein, die in den Beton eingegossen sind. Das zugrundeliegende, neu-

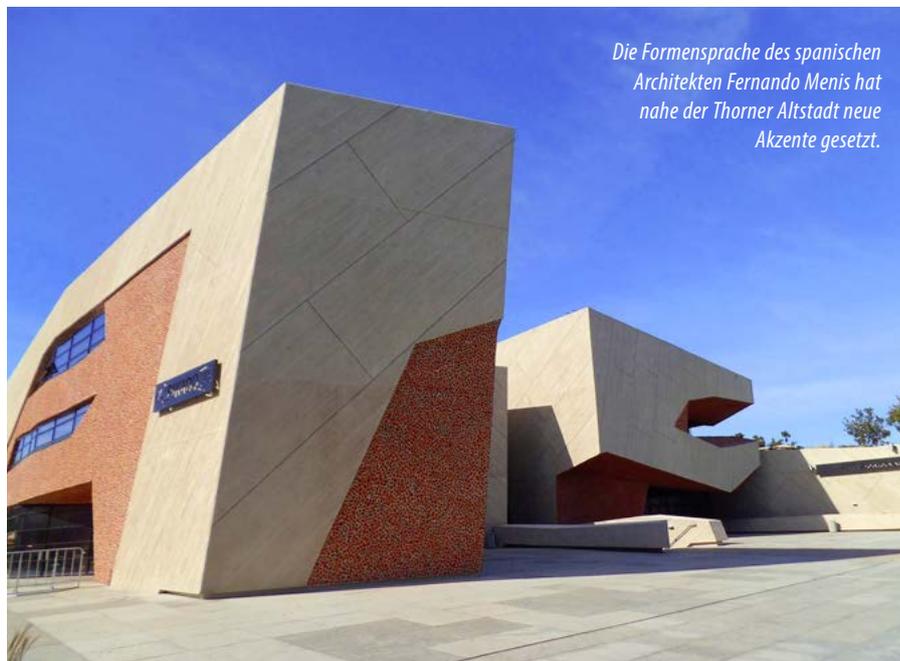
artige Verfahren nennt Fernando Menis „Picado“, abgeleitet vom spanischen Wort „picar“, das „zerkleinern“ oder „behauen“ bedeuten kann. Menis hat es entwickelt, beim Bau des MAGMA auf Teneriffa erprobt und von spanischen und polnischen Institutionen zertifizieren lassen. In Thorn lässt sich der Ziegelbruch auch als Bezugnahme auf die mittelalterliche Backsteinarchitektur der Altstadt verstehen – und genau so ist es vom Architekten auch ausdrücklich gemeint. Tatsächlich sind die verwendeten Ziegel sogar aus regionaler Produktion. Sie stammen aus dem für herkömmliche Zwecke nicht verwendbaren Ausschuss einer Fabrik nördlich von Breslau.

Im Inneren, in den Foyers und Sälen, findet sich das Picado-Verfahren fast überall. Im Zusammenspiel mit der Geometrie der abgeknickten und schräg angelegten Wand- und Decken-



Das JORDANKI bietet Raum für ganz unterschiedliche Veranstaltungen. Seine architektonische Form spiegelt das Logo des Kultur- und Kongresszentrums wider.

ABBILDUNG: MENIS ARCHITECTOS VIA JORDANKI.TORUN.PL



Die Formensprache des spanischen Architekten Fernando Menis hat nahe der Thorner Altstadt neue Akzente gesetzt.

FOTO: MATEUSZ GONIA VIA WIKIMEDIA

flächen ergibt sich eine höhlenartige Erscheinung, die anfangs gewöhnungsbedürftig sein mag. Das amerikanische Magazin *Architectural Record* lobte jedoch nach der Eröffnung, das JORDANKI setze sich ab von der üblichen glattpolierten Gediegenheit sonstiger Konzertsäle; andere Fachzeitschriften hoben die große Sorgfalt in der Verwendung der Materialien hervor. Außerdem ist diese expressive Art von moderner Architektur natürlich keine willkürliche Neuerfindung eines exzentrischen Architekten – sie hat längst ihre

eigene Geschichte. Vom fantastischen Modernismus eines Antoni Gaudí über den organisch geformten Potsdamer Einsteinurm von Erich Mendelsohn – der nebenbei bemerkt im nur rund 150 Kilometer von Thorn entfernten ostpreußischen Allenstein geboren wurde – bis hin zu der ebenfalls oft als Felsen beschriebenen Wallfahrtskirche in Velbert-Nevigues von Gottfried Böhm lassen sich dafür im 20. Jahrhundert mehrere Bezugspunkte identifizieren.

Auf seine Ästhetik lässt sich das JORDANKI aber keineswegs reduzieren. Auch funktional hat das Bauwerk viel zu bieten. Es verfügt über zwei große Räume, einen Konzertsaal mit rund 900 Plätzen und einen kleineren Kammermusiksaal mit Platz für rund 300 Gäste. Die Trennwand zwischen beiden Sälen lässt sich entfernen, sodass ein noch größerer Raum entsteht. Auch bei Musikaufführungen macht sich die Wandgestaltung in der Picado-Technik bezahlt, denn sie hat akustische Vorteile: Je nach Ausführung kann der Schall gezielt absorbiert oder reflektiert werden. Dank beweglichen Deckenelementen, die um mehrere Meter abgesenkt werden können, ist es zusätzlich möglich, die Nachhallzeit der Räume anzupassen. Je nach Anlass können Veranstalter also entschieden, ob es eher „trocken“ oder „füllig“ klingen soll. Schließlich können auch die ansteigenden Zuhörerränge bei Bedarf ausgebaut werden, sodass ebene Flächen zur Verfügung stehen, was die möglichen Arten der Nutzung noch einmal erheblich erweitert. Ein Kulturhaus mit solcher Flexibilität sucht man in Deutschland bisher vergeblich, auch wenn immer wieder festgestellt wird, dass das eigentlich zeitgemäßer wäre als ein im Vergleich eher unbeweglich wirkender „Musiktempel“ wie etwa die Hamburger Elbphilharmonie.

Außerdem gibt es im JORDANKI weitere Tagungsräume, ein Restaurant sowie einen speziell für Pressekonferenzen ausgestatteten Saal. Wie in so vielen Kulturhäusern überall auf der Welt ist auch im JORDANKI aber seit Mitte März wegen der Corona-Pandemie Stille eingekehrt. Im Moment gibt es also keine Konzerte des Thorner Sinfonieorchesters, keinen Jazz, kein Kabarett, keine Tanzaufführungen, Musicals, Messen, Märkte und was im JORDANKI seit seiner Eröffnung sonst noch alles statt-



Fast höhlenartig erscheinen die Foyers des JORDANKI.



Aus dem kulturellen Leben Thorns ist das JORDANKI nicht mehr wegzudenken – auch wenn wegen der Corona-Pandemie im Moment der Betrieb ruht.



Als das Kultur- und Kongresszentrum am 12. Dezember 2015 eröffnet wurde, war der ganze Bau farbig illuminiert. Normalerweise tritt das JORDANKI zwar selbstbewusst, aber sehr viel zurückhaltender auf.

gefunden hat. Die nächsten Veranstaltungen sind zurzeit für den August angekündigt. Wenn dann irgendwann wieder Touristen nach Thorn kommen, dann sollten sie auch dem JORDANKI einen Besuch abstatten.

st Alexander Kleinschrodt

„ELBINGER NACHRICHTEN“

Seit kurzem sind die *Elbinger Nachrichten*, die kontinuierlich von 1951 bis 2010 veröffentlicht wurden, im Internet vollständig verfügbar.

Von diesen Anfängen an verfolgten die Herausgeber stetig die bereits in den Anfängen ausgezogenen Grundlinien. Gleichwohl gab es eine Reihe von Umakzentuierungen. Während allmählich alle Rückkehr-Hoffnungen schwanden, wuchs das Bemühen, die Geschichte und Kultur der Stadt aufzuarbeiten und auch im Gedächtnis der Allgemeinheit zu bewahren.

Desgleichen traten im Laufe der Zeit die Beiträge der Erinnerungsgemeinschaft aus nahe- liegenden Gründen stärker in den Hinter- grund. Stattdessen fanden die aktuelle Weiter- entwicklung von Elbing sowie nach der Wende von 1989/90 die raschen Modernisierungen und die rege Bautätigkeit – nicht zuletzt auch beim Wiedererstehen der Altstadt – breite Beachtung. Überdies gewannen neben den Heimattreffen in Deutschland auch Berichte über Reisen in die alte Heimat ein größeres Gewicht.

Trotz dieser Verlagerungen der redaktionel- len Schwerpunkte wies das Erscheinungsbild der *Elbinger Nachrichten* kaum Veränderungen auf. Die beiden Hefte á 12 Seiten, die bis dahin regelmäßig am 5. und 20. jedes Monats er- schienen waren, wurden mit Beginn des 23. Jahrgangs (1973) zu einer jetzt wieder monat- lich herausgegebenen Nummer im Umfang von 24 Seiten verbunden. Nach dem Tode von Gün-



In April 1951 erschien in Uelzen der erste „Heimatbrief für den Stadt- und Landkreis Elbing“. Zum Preis von vierteljährlich DM 1,35 – zuzü- glich DM 0,15 für Porto und Zustellgebühren – erhielten die Abonnent- en monatlich ein Heft mit dem Umfang von acht Seiten.

In ihrer Einführung umriss die Redaktion ihre Aufgaben und Ziele mit den folgenden Worten (S. 3):

Die *Elbinger Nachrichten* [sollen] unsere vertriebenen Heimatfreunde in der Fremde wieder vereinen. Sie sollen Erlebnisse der vergangenen schönen Jahre daheim bringen, sollen aus dem Leben und Sterben unserer Heimatgemeinde in der Fremde berichten, sollen noch getrennt lebende und nichts voneinander wissende Familienmitglieder zu- sammenführen und die Erinnerung an all das wachhalten, was wir 1945 verloren haben und sehnlichst hoffen, möglichst bald einmal wiederzubekommen.

Nicht zuletzt müssen wir leider auch feststellen, daß Elbing nicht nur in der Heimat mehr oder weniger dem Verfall preisgegeben ist, sondern daß Elbing auch in Westdeutschland im Vergleich mit vielen anderen ostdeutschen Städten nur sehr selten in der Öffentlich- keit behandelt wird, weil das erforderliche Material fehlt. Wir erachten es daher als unse- rer Pflicht, unserer Heimatstadt Elbing, nachdem wir jetzt nicht mehr in ihr wohnen dür- fen, ein ehrendes Andenken zu bewahren und die Bewohner und Mitbürger in der Frem- de zu einer fest gefügten Heimatgemeinde zusammenzuschließen, die später einmal freudig und gerne in die alte Heimat zurückkehrt.

Die Zeitung und ihr redaktionelles Angebot fanden einen derart gro- ßen Anklang, dass nicht nur die Dezember-Nummer auf zwölf Seiten an- wuchs, sondern schon ab Januar 1952 die Erscheinungsweise auf monat- lich zwei Hefte á zehn Seiten pro Ausgabe umgestellt wurde. Einige Zeit später stieg der Regelumfang sogar auf zwölf Seiten, und ab der Nummer 47, der zweiten Juli-Nummer des 3. Jahrgangs, änderte sich der Untertitel: aus dem eher vertraut-persönlichen „Heimatbrief“ wurde eine eher an die Öffentlichkeit gerichtete „Heimatzeitung“.

ter Preuschoff nahm Hans-Jürgen Schuch die Zeitung ab dem 37. Jahrgang (1987) in seine Obhut, und deshalb wurde statt Uelzen nun Münster zum Ort des Verlags (der Landsmannschaft Westpreußen). Ungeachtet dieser Ver- änderungen bildet die Zeitung aber, deren Umfangskalkulation sich über 60 Jahre hin ebenso wenig veränderte wie die Gestaltung des Kopfes und die von der No. 1 bis zur No. 968 eine strikte Einzelnummer-Zählung durch- gehalten hat, ein einheitliches Corpus, ein Kompendium der Geschichte und Kultur Elbings sowie eine Chronik seiner früheren Bewohner, die sich in der Fremde zusammengefunden und von dort aus Schritt für Schritt wie- der Kontakte zu ihrer alten Heimatstadt entwickelt haben.

Sowohl als Kompendium wie als Chronik haben die *Elbinger Nach- richten* mittlerweile auch für die Bürgerinnen und Bürger der heute pol- nischen Stadt Elbląg eine große Bedeutung gewonnen, denn sie wenden sich schon längst mit Interesse und Offenheit der deutschen Geschichte ihrer Stadt zu. Aus diesem Grunde hat das Diözesan-Archiv unter seinem Direktor, Ks. Prof. Dr. Wojciech Zawadzki, ein Projekt durchgeführt, bei dem die 60 Jahrgänge der Zeitung komplett digitalisiert worden und nun für die Allgemeinheit online zugänglich sind. Unter der Adresse

<https://archiwum.diecezja.elblag.pl/zbiory/elbinger-nachrichten>

öffnet sich unmittelbar das Verzeichnis, von dem aus die Bände aufgerufen werden können.

Diese Veröffentlichung, der die Inhaberin der Rechte, die TRUSO-VEREINIGUNG – bzw. ihr Nachfolger, der FÖRDERKREIS WESTPREUSSEN – sehr bereit- willig zugestimmt haben, bildet ein nachahmenswertes Beispiel einer Syn- ergie von vielschichtigen deutsch-polnischen Interessen und bietet dank der Internet-Präsenz zugleich auch international etliche Möglichkeiten, ge- zielt oder en passant mit der Geschichte des unteren Weichsellandes und seiner Menschen in einen engeren Kontakt zu treten. **st** Die DW-Redaktion

ZWEI SICH KREUZENDE LINIEN

Die Entdeckung eines Porträts von Georg Jakob Steenke

In der letzten Ausgabe dieser Zeitung (DW 3/2020) hat unser Redaktionsmitglied Dr. Joanna Szkolnicka die Geschichte des Elbinger Vereinswesens dargestellt und in diesem Zusammenhang ein Blatt reproduziert, das der „Gewerbeverein Elbing“ 1903 zum Andenken an sein 75-jähriges Stiftungsfest veröffentlicht hat und das Vorsitzende und Ehrenmitglieder des Vereins zeigt (und das die Autorin auch schon auf der Titelseite ihrer entsprechenden Monographie wiedergegeben hatte).

Weitere zwei *Westpreußen*-Nummern zuvor (DW 1/2020) hatten wir über das kleine Museum des Oberländischen Kanals in Buchwalde berichtet und in diesem Zusammenhang auf einen Kunstwettbewerb hingewiesen: „Dem Erbauer des Oberländischen Canals und der geneigten Ebenen, dem königl. Baurath Steenke“, wurde in Buchwalde zwar – um die Inschrift weiter zu



Denkmal für Georg Steenke am Oberländischen Kanal

zitieren – „zum fünfzigjährigen Dienstjubiläum, dem 15. Juli 1872, in dauernder Anerkennung“ von den „dankbare[n] Landwirthe[n]“ ein Denkmal errichtet, von dem genialen Ingenieur Georg Jakob Steenke (1801–1884) ist aber kein Porträt überliefert. Deshalb habe das Museum 2014 einen Wettbewerb ausgeschrieben und dazu aufgefordert, sich ein eigenes Bild von dieser Persönlichkeit zu machen.

Diese beiden Geschichten dürften für unsere Leser – wie für die Redaktion – keine erkennbaren Berührungspunkte



Gedenkblatt des „Gewerbevereins Elbing“



Dieses Gemälde Adam Chmielewski wurde beim Wettbewerb mit dem 1. Preis ausgezeichnet.

gehabt haben. Für den Regionalhistoriker (und Elbing-Korrespondenten des *Westpreußen*) Lech Stodownik aber zeigte sich bei einer genauen Betrachtung des Gedenkblatts von 1903, dass die beiden scheinbar unabhängig voneinander verlaufenden Linien einen gemeinsamen Kreuzungspunkt aufweisen: In der obersten Reihe der herausragenden führenden Vereinsmitglieder entdeckte er im zweiten Medaillon von links eine Fotografie des früheren Vorsitzenden und nachmaligen Ehrenmitglieds Steenke. Damit vermochte er eine Lücke innerhalb der historischen Überlieferung zu schließen, die sonst in aller Regel auch ein Konterfei der jeweiligen bedeutenden Persönlichkeiten bietet.

Das Bemühen, sich phantasievoll ein Bild davon zu machen, wie ein Akteur der Technik-Geschichte des 19. Jahrhunderts wohl ausgesehen hat, bleibt weiterhin verdienstvoll – dank der nachträglich aufgefundenen Quelle lässt sich nun sogar vergleichen, welche Vorstellungen von einem Menschen ein künstlerisch „freier“ Entwurf einerseits und ein „authentisches“ fotografisches Portrait andererseits beim heutigen Betrachter entstehen lassen.

st

Notizen aus ... der Dreistadt

LOCKERUNGEN Die Dreistadt kehrt allmählich wieder zur Normalität zurück. Im Verlauf des Monats Juni wurden schon zahlreiche Strände geöffnet. Den Anfang machte Brösen; ab dem 1. Juli sind dann alle Strände entlang der Danziger Bucht für das Publikum zugänglich. Die Seestege in Brösen und Zoppot sind nicht mehr gesperrt, und auch die Ausflugsdampfer der „Weißen Flotte“ nehmen ihre Fahrten neuerlich auf. Der Zoo von Oliva hat inzwischen wieder seine Tore geöffnet, allerdings ist die Zahl der Besucher begrenzt, so dass die Tickets im Internet gebucht werden müssen. Langsam beginnen die Sommergäste, die Drei-

stadt in Beschlag zu nehmen, und alle Verantwortlichen hoffen, dass die Saison trotz der erschwerten Bedingungen ohne allzu große Probleme bewältigt werden kann.

DRIVE-IN-CINEMA Autokinos, die lange Zeit nur noch ein Schattendasein geführt haben, erfreuen sich auch in der Dreistadt einer wachsenden Beliebtheit. In der Nähe des Danziger Hauptbahnhofs hat jetzt ein weiteres Lichtspiel-Theater dieser Art seinen Betrieb aufgenommen. Dort werden auf einer 100m² großen Leinwand aktuelle Filme vorgeführt. Der Platz ist für über 100 Fahrzeuge ausgelegt, und der Eintritt beträgt lediglich 10 Złoty, und zwar unabhängig davon, wie viele Leute sich jeweils in dem Wagen befinden. Weitere Autokinos gibt es bereits in der Nähe der Zoppoter Waldoper sowie an der Arena in Gdingen.



QUELLE: HANSA-ONLINE.DE

GROSSE HAFEN-EXPANSION

Ein ehrgeiziges Danziger Großprojekt zielt auf die Errichtung eines weiteren, großzügigen Zentralhafens. Darin spiegelt sich die rapide Entwicklung des gesamten Hafen-Komplexes wider, der im internationalen Güterverkehr immer erfolgreicher operiert und als Umschlagplatz sehr günstige Verbindungen zu zahlreichen Binnenländern wie z. B. Ungarn oder der Ukrai-

ne aufweist. In diesem Zusammenhang haben, wie Marek Gróbarczyk, der Minister für Meereswirtschaft und Binnenschifffahrt, bekanntgab, Gespräche zwischen Regierungsvertretern Polens und Singapurs stattgefunden, bei denen es gelungen ist, hinsichtlich des Hafenausbaus sowie des Seehandels mit dem Fernen Osten Perspektiven einer engeren Kooperation zu eröffnen.

KLEINE HAFEN-EXPANSION Der Hafen von Gdingen wird ebenfalls, wenn auch in erheblich bescheidenerem Maße, erweitert, und zwar sollen die Verbindungen nach Skandinavien verbessert werden: Der Terminal wird erweitert, damit dort Fähren bis zu einer Länge von 240 Metern anlegen können. Zudem werden – wie auch schon in Hamburg – zur Vermeidung von Schadstoff-Emissionen für die Passagierschiffe Strom-Anschlüsse gebaut, die dann während der Liegezeit ihre eigenen, mit Dieselmotoren betriebenen Stromgeneratoren abstellen können.

ZŁOTY-MILLIONÄRE Mehr als 600 Einwohner von Danzig haben nach Angaben des Finanzamtes im vergangenen Jahr ein Einkommen von einer Mio. Złoty erzielt, wobei auf den Rekordhalter am Jahresende ein Betrag von fast 170 Mio. entfallen ist. Aufgrund dieser Daten hat sich Danzig in der gesamten Woiwodschaft Pomorze als Stadt mit den meisten Millionären erwiesen. Wenig überraschend ist, dass es sich dabei allermeist um erfolgreiche Geschäftsleute im Alter zwischen 40 und 50 Jahren handelt. Aber auch in anderen Städten der Region – wie in Karthaus oder Neustadt – leben jeweils etwa 200 Einwohner, die in die Kategorie der Złoty-Millionäre gehören. In dieser Statistik des Reichtums und beruflichen Erfolgs nimmt Gdingen übrigens erst den 6. Platz ein.

ME TOO Vor dem Danziger Bezirksgericht ist ein langwieriger Prozess zu Ende gegangen, der von der Öffentlichkeit mit großer Aufmerksamkeit verfolgt worden ist. Natalia Nitek-Plażyńska, die als Angestellte in der Firma des deutschen



Unternehmers Hans G. in Neustadt gearbeitet hatte, wehrte sich in diesem Verfahren gegen sexistische und rassistische Beleidigungen sowie üble Unterstellungen, mit denen sie ihr Chef im Internet und in Twitter-Kurznachrichten überzogen haben sollte. Die Beweislage war zunächst nicht eindeutig, zumal in Bezug auf die persönlichen Auseinandersetzungen – wie häufig in solchen Fällen – Aussage gegen Aussage stand. Im Verlaufe des Prozesses stellte sich aber heraus, dass sich Hans G. auch gegenüber fünf weiteren Angestellten höchst beleidigend verhalten hatte. Schließlich wurde der Geschäftsmann zu einer zur Bewährung ausgesetzten Freiheitsstrafe von acht Monaten verurteilt. *Peter Neumann*

Thorn

PIŁSUDSKI-BRÜCKE 2.0 Ende April begannen die seit langem geplanten Ausbau- und Renovierungsarbeiten an der Piłsudski-Brücke, die im Laufe der nächsten 20 Monate durchgeführt werden sollen. Gegenwärtig ist eine der Auto- bzw. Bus-Spuren gesperrt, so dass nur zwei weitere zur Verfügung stehen. Fußgänger und Radfahrer müssen sich derzeit einen gemeinsamen Bürgersteig teilen. Ursprünglich sollten diese Verkehrsbehinderungen durch den Bau einer Behelfsbrücke über die Weichsel vermieden werden. Diese ließ sich aber nicht errichten, weil der Transport der Rammen, mit denen die 258 Stützpfähle hätten eingetrieben werden müssen, einen Mindest-Wasserstand von 2,5m erforderlich gemacht hätte. Der Pegel war aber längere Zeit nicht über die Marke von 1,4m gestiegen. – Bei der Sanierung werden



Die Positionen der geplanten Aussichtspunkte

Teile der stählernen Brückenkonstruktion repariert bzw. ausgetauscht, die Bürgersteige und Radwege erhalten auf beiden Seiten eine Breite von 4,2m, und letztlich werden die Fahrbahnen sowie die Entwässerung und die Straßenbeleuchtung erneuert. Darüber hinaus umfasst das Projekt eine Neugestaltung der Brückenköpfe mit Treppenanlagen, den Einbau von Fahrstühlen für Rad- und Rollstuhlfahrer sowie die Einrichtung von Aussichtspunkten auf der Brücke. Die Gesamtkosten der Investition be-

tragen fast 123 Mio. Złoty. Diese Summe wird sich durch den Verzicht auf die Behelfsbrücke um immerhin gut drei Mio. Złoty verringern.

CORONA-ABITUR Nach einer langen und belastenden Phase der Unsicherheit, in der alle Beteiligten auf die Entscheidungen und Verfahrensregelungen des Bildungsministeriums warten mussten, begannen am 8. Juni tatsächlich – wie in ganz Polen – die Reifeprüfungen, und zwar mit der Klausur in Polnisch; an den beiden nächsten Tagen wurden ebenfalls noch landeseinheitlich die Arbeiten in Mathematik und Englisch geschrieben, und dann folgten individuell die anderen Fächer. Aus Präventionsgründen wurde in diesem Jahr grundsätzlich auf alle mündlichen Prüfungen verzichtet; und die Klausuren unterlagen – wie auch in Deutschland – sehr strengen Sicherheitsvorkehrungen. Zudem wurde in allen Schulen ein Isolationsraum eingerichtet. Die Prüflinge durften beim Betreten und Verlassen der Schulgebäude auch nur bestimmte Zugänge nutzen. Das größte Problem für die Verantwortlichen bestand schließlich darin, vor und nach den Klausuren bei den Zusammenkünften der Schülerinnen und Schüler im Außenbereich das Einhalten der Verhaltensregeln durchzusetzen. *Piotr Olecki*



Ein Schatzhaus der Stadt- und Regionalgeschichte

Ein Besuch im „Elbinger Archäologisch-Historischen Museum“

Von Joanna Szkolnicka

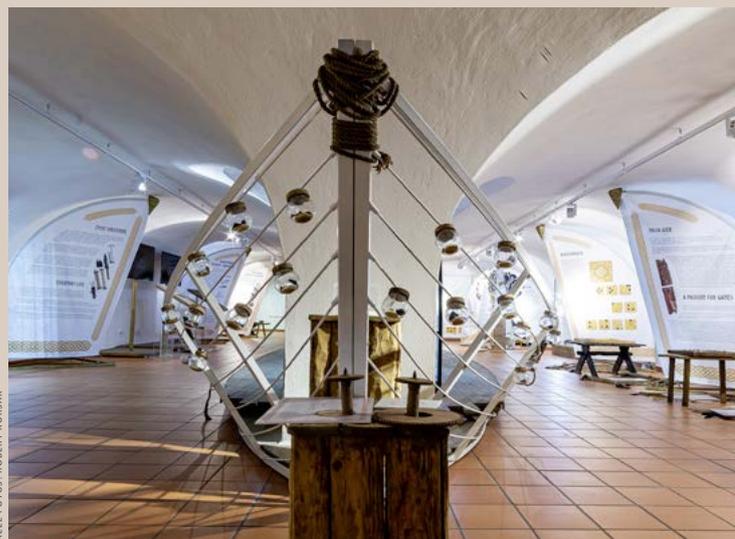
Das Archäologisch-Historische Museum in Elbing wurde – in der Nachfolge des früheren Stadtmuseums – 1954 gegründet und gehört somit zu den ältesten Museen im gesamten Gebiet von Ermland und Masuren. In den mit großem Kostenaufwand gründlich sanierten und modernisierten Gebäuden sind seit 2018 alle bestehenden Teile der Dauerausstellung neu eingerichtet und zudem durch weitere Abteilungen ergänzt worden. Das Ergebnis kann sich – wie der folgende Rundgang zeigen möchte – durchaus sehen lassen.

Das Museum ist in Gebäuden untergebracht, die nicht nur aus der Ordenszeit stammen, sondern unmittelbar mit der Herrschaft des Ordens verbunden sind. Beide Häuser gehörten zur Vorburg, die 1454, als der Ritterorden vertrieben wurde, die Zerstörung des Schlosses überstanden. (Das größte Relikt der Burg ist die im Hof des Museums aufgestellte mächtige Granitsäule). In eines der Gebäude zogen um 1458 die vom Elbinger Rat eingeladenen Birgitten-Schwester ein, später (seit 1535) beherbergte es das berühmte Elbinger Gymnasium und schließlich – in der Zwischenkriegszeit – eine Mädchenschule (die Agnes-Miegel-Schule). Im anderen Ordensgebäude befand sich seit der polnischen Zeit eine Mälzerei. Beide wurden in den 1970er/1980er nach der Beseitigung der Kriegsschäden und den notwendigen Anpassungsarbeiten musealen Zwecken gewidmet und nun von 2014 bis 2018 auf einen aktuellen Stand gebracht, der gegenwärtig weder bei Spezialisten für Bausicherheit oder -ökologie noch bei Ausstellungsmachern Wünsche offenlässt.

Die archäologischen Abteilungen

Einen Schwerpunkt der Arbeit bilden – wie der Doppelname schon sagt – die bei archäologischen Ausgrabungen geborgenen Objekte, die vor allem im Untergeschoss der früheren Mälzerei besichtigt werden können. Dazu gehören einerseits Gegenstände, die im Zuge der schon weit über dreißig Jahre währenden Untersuchung der Elbinger Altstadt aufgefunden wurden und die inzwischen die größte Sammlung dieser Art in ganz Polen bilden. Andererseits werden aber auch Relikte und Artefakte sowohl aus dem 1982 entdeckten, sagenumwobenen wikingischen Seehandelsplatz Truso am Drausensee gezeigt als auch aus Wöklitz, einem Dorf am Rande der Elbinger Höhe, auf dessen Gebiet sich ein gotisches Gräberfeld befindet. Darüber hinaus werden im Bestand des Museums Überreste der Sammlung des 1864 gegründeten Elbinger Stadtmuseums aufbewahrt, deren wichtigere Teile aus einer Sammlung von kunstgewerblichen Stücken und Waffen bestehen. Dieser Nachlass wurde zum Keim der seit der Nachkriegszeit mühsam aufgebauten und weiterentwickelten musealen Sammlung, zu der neben Ankäufen nicht zuletzt auch großzügige Schenkungen beigetragen haben.

Truso – Legende der Ostsee. Diese Abteilung thematisiert das Leben in dem Seehandelsplatz Truso, der vom 8. bis zum 11. Jahrhundert bestand und aufgrund seiner im estisch-slawischen Grenzgebiet verkehrsgünstigen Lage von Wikingern gegründet wurde, die in erster Linie aus dänischen Gebieten stammten. Dank den unermüdlichen Forschungen des Archäologen Marek Jagodziński ist dieser Ort, der jahrhundertlang als „Atlantis des Nordens“ gegolten hatte, 1982 wieder aufgetaucht.



ALLE FOTOS: ROBERT KORSAK

Der Struktur-Rahmen des Bootsrumpfes

Einen Blickfang der ganzen Abteilung bilden zunächst ein hölzerner Bootsrumpf sowie ein diese Form aufnehmender Struktur-Rahmen, an dem kleine Glasbehälter mit den in Truso entdeckten, noch erhaltenen Schiffsnieten befestigt sind. Im Boot und in weiteren Vitrinen werden verschiedene Erzeugnisse, Halbprodukte und Werkzeuge präsentiert, die Einsicht in die Arbeiten und Tätigkeiten der Bewohner gewähren. Zu ihnen gehörten das Schmiede- und Juwelierhandwerk sowie die Glasschleiferei und die Bearbeitung von Bernstein und Knochen. Einen eigenen Themenkreis bildet ein merkwürdiges Zahlungssystem, das sich in Truso entwickelt hatte. Es basierte auf Silber als dem wichtigsten Zahlungsmittel. Neben Silberschmuck-Fragmenten wurden anscheinend aber auch aus Arabien stammende Dirhams verwendet. Ein wichtiges Element dieses Systems bildeten Stücke in Form eines Kuboktaeders oder einer Kugelzone, die als eine Art Wechselgeld dienten.

Einen Einblick in die Welt der nordischen Mythologie geben Amulette, von denen viele als Anhänger getragen wurden. Unter den Motiven findet sich der – auch heute wieder populär gewordene – kleine Kriegshammer des Gottes Thor oder auch eine Walküre mit ihrem Pferd. Ein Modell der Siedlung, das deren Aufteilung in drei Zonen und die beiden verwandten Häusertypen veranschaulicht, sowie eine Visualisierung ihres nach den Befunden rekonstruierbaren Aussehens runden die „Truso“-Abteilung ebenso ab wie die verschiedenen wikingischen Brettspiele, die die Besucher dazu einladen, ihre Fähigkeiten beispielsweise in einer Partie Hnefatafl zu erproben.



Ausstattungs-elemente eines typischen Wohnhauses in Truso: Gewichtwebstuhl und Feuerstelle



„Güter eines römischen Händlers“, u. a. Trinkgeschirr und Gefäße zum Aufbewahren und Zubereiten von alkoholischen Getränken

Goten – von der Ostsee nach Rom. Diese Ausstellung versetzt die Besucher in die Zeitspanne vom 1. bis zum 4. Jahrhundert, in die Zeit, in der das ostgermanische Volk seine Heimat „Scandza“ (wie Skandinaviern in der spätantiken Geschichtsschreibung genannt wurde) verließ, in südlicher Richtung aufbrach und sich an der Südküste der Ostsee niederließ. Dort wurde es zum Vermittler im Handel mit Bernstein, dem von den Römern so begehrten „Gold des Nordens“.

Die Besucher werden auf „Wegen“ entlang der Exponate geleitet. Damit sind gleichermaßen die Routen der Bernsteinstraße wie auch der historische Weg der Goten gemeint, der sie letztlich zum Sieg über das Römische Reich und zur Gründung von eigenen Staaten im Mittelmeerraum führt. Das Weg-Motiv greifen auch einzelne Exponate auf wie die authentischen Fragmente einer Moorbrücke aus dem Tal der Sorge oder die Nachbildung eines Wagens von einem römischen Kaufmann.

Besonders ansprechend dürften die Schmuckstücke sein, die Anhänger in Formen von Birnen, Körbchen und Eimerchen, die massiven Perlenketten oder Schlangenkopf-Armbänder, die in den gotischen Frauengräbern entdeckt wurden und vom hohen technischen Können und künstlerischen Empfinden der Goten zeugen. Zu diesen bewundernswerten Exponaten gehören auch Amulette einer (so lässt sich vermuten) „Wahrsagerin“; und nicht zuletzt beeindruckt wohl das wie „in situ“ dargebotene „Grab“ der „Gotischen Prinzessin von Wöklitz“ und dessen wertvolle Beigaben.

Elbing. Geschichte, verborgen im Untergrund. Unter diesem Titel vollzieht sich gleichsam ein bruchloser Übergang zu den nächsten – historischen – Abteilungen; denn hier wird mit archäologischen Methoden die frühe Geschichte der Stadt erschlossen. Dokumentarische Filmaufnahmen verdeutlichen die Arbeiten der Wissenschaftler, die seit Anfang der 1980er Jahre die Fundamente der Altstadt erkundeten, und die Verfahren und Schlussfolgerungen bei solchen Grabungen werden ebenfalls genauer erläutert.

Bei den Objekten handelt es sich häufig um unauffällige Funde, die sich aber – wie die in ganz Europa ältesten nachweisbaren Spuren der Muskatnuss, ein mittelalterlicher Kinder-Toilettenstuhl oder gut erhaltene Holztrippen – als durchaus bemerkenswert erweisen. Den Charakter der hier gesammelten Alltags- und Gebrauchsgegenstände betont die Ausstellung, indem sie auf konventionelle Vitрины, wie sie regelrechten Exponaten angemessen wären, verzichtet und die Relikte

unter Glasglocken bzw. quasi in Regalen gestapelt präsentiert oder sie auf Tischen zu bunten Mosaiken arrangiert. Welch ein breites Spektrum des städtischen Lebens die Fundstücke widerzuspiegeln vermögen, belegen nicht zuletzt die Titel der einzelnen Gruppierungen, die „Bürgerhaus“, „Straße“, „Kaufmann“, „Küfer“ oder auch „Latrine“ lauten.

Die historischen Abteilungen

Die frühere Mälzerei beherbergt noch zwei der historischen Abteilungen: Die erste Etage bietet die avancierte, unkonventionell arrangierte Schau „Elbląg reconditus“; und im Erdgeschoss widmet sich die Ausstellung „Zeugnisse – Geschichte in Gesichtern – Gesichtsgesichter“ den Erinnerungen der früheren deutschen Bewohner der Stadt und deren Geschichte in der Zwischenkriegszeit.

Elbląg reconditus. Die Besucher bewegen sich durch „Ruinen“ der 1945 beträchtlich zerstörten Stadt und entdecken deren ereignisreiche und wechselhafte Geschichte, die anhand archäologischer Funde oder anderer historischer Dokumente, durch „Schätze“ in gläsernen Tetraedern, erzählt wird: anhand einer mittelalterlichen Brille mit grünen Gläsern, einiger mittelalterlicher Musikinstrumente (wie einer höchst seltenen Guitern bzw. Gittern), einem reich geschmückten Frauen-



Fundstücke aus den Fundamenten der Elbinger Altstadt



Glaslocken mit thematisch geordneten Objekten



Der zerstörte Puppenladen

Gürtel aus dem 15. Jahrhundert oder Tagesbefehlen eines französischen Befehlshaber aus der Zeit der napoleonischen Besetzung.

Der Weg beginnt symbolisch mit einem kleinen Stapel der in Truso bzw. in Preußisch Mark – einem der ältesten Dörfer Pogesaniens – entdeckten uralten Bernsteinklumpen und endet mit Kleinkram, der das armselige Hab und Gut der in die „wiedergewonnenen Gebiete“ herbeiströmenden Neusiedler versinnbildlicht. Wie isolierte Fremdkörper tauchen ein Harmonium und ein Grammophon in dieser Trümmerlandschaft auf: Symbole eines untergegangenen kultivierten Lebens; und durch die Schaufensterscheiben eines zerstörten Spielzeugladens fällt der Blick auf Puppen als groteske Symbole einstmaliger unschuldiger Kinderfreuden.

Der Besucher kann auf groß dimensionierten Wandpostern Texte verfolgen, in denen die vielgeprüfte Stadt aus der Ich-Perspektive heraus ihre Geschichte erzählt. Diese Stationen werden mit schöpferisch umgestalteten, mystifizierend wirkenden Emblemen verknüpft. So breitet beispielsweise Gustav Adolf II. seine Arme aus, um gierig ganz Europa an sich zu reißen, der furchterregende Lewiathan schickt sich an, den – von manchen zeitgenössischen Moralisten als Brutstätte der Sittenlosigkeit angeprangerten Artushof zu verschlingen, und ein Bildnis Ferdinand Gottlob Schichau erscheint über einer Werkstätte seines Industrie-Imperiums.

Die geheimnisvolle, zuweilen beklemmend wirkende Atmosphäre wird durch elektronisch erzeugte bzw. bearbeitete Klangeffekte verstärkt. Derart „fremd“ mussten sich die ersten Neuankömmlinge fühlen, die 1945 oder kurz danach in Elbing eintrafen und mit einer „Stadt der Ruinen“ konfrontiert wurden, mit verkümmerten und kaum mehr erkennbaren Lebensbeweisen der früheren Einwohner. Immerhin heißt „reconditus“ so viel wie „verborgen“, „verschlossen“, „tief oder entfernt liegend“, „geheim“ und auch „tiefsinnig“. Obwohl die Ausstellung durch diese Gestaltungselemente besonders die Emotionen anspricht, vermittelt sie auf der Ebene der genau ausgearbeiteten Objektbeschriftungen und der informativen Texte, die auf Bildschirme projiziert werden, durchaus auch ein ebenso fundiertes wie breites Wissen über die Stadtgeschichte.

Zeugnisse – Geschichte in Gesichtern – Gesichtsgesichter.

Unter diesem Titel werden im Erdgeschoss die Kindheitserinnerungen ehemaliger Einwohner von Elbing thematisiert, die nach dem Zweiten Weltkrieg ihre Heimat verlassen mussten. In den Interviews erzählen sie – allermeist durch die Kindheitsperspektive gefiltert – über ihr Leben im Elbing der Zwischenkriegszeit. Der Rückblick richtet sich naturgemäß vornehmlich auf Spielzeug, Kinderspiele, Ausflugsorte, Hauspflichten, den Schulunterricht, Lieblings Speisen, die Mode, Feste und Feierlichkeiten sowie das (zu dieser Zeit bereits als „ostpreußisch“ bezeichnete) Brauchtum.

Ergänzt wird die Ausstellung durch Fotos, Familienurkunden und persönliche Erinnerungsstücke; Nachbildungen von damaligen Innenräumen – einem Boudoir, einer Küche mit alten Küchengeräten und einem Weihnachtszimmer mit Christbaum, Königsberger Marzipan und einer aus Papier gefertigten Krippe mit charakteristischen Elbinger Motiven vermitteln intensive Eindrücke von der damaligen Lebensrealität. Desgleichen können die Besucher in einen Umkleideraum mit Kopien von Kleidungsstücken aus den 1920er bis 1940er Jahren treten, und für Kinder steht eine Spielecke



Blick in die Ausstellung „Elbqg reconditus“ – Im Hintergrund: Versinnbildlichung der Industriestadt Elbing mit einem Porträt von Ferdinand Gottlob Schichau (1814–1896) (re.)



Das Modell des Friedrich-Wilhelm-Platzes von Hans Joachim Pfau und die Tafeln mit Erinnerungen der Zeitzeuginnen und Zeitzeugen



Szenen aus dem Leben in der Zwischenkriegszeit (Nachbildungen von Innenräumen – „Weihnachtstube“ und „Küche“)

mit Replikaten von altem Spielzeug bereit. Nachdenklich stimmt aufgrund seines Kontextes eine ausgestellte, zunächst unscheinbar wirkende Unterwäsche: Bei Restaurierungsarbeiten an einem Gebäude in Grunau Höhe wurde sie in einem Reisekoffer gefunden, der offenbar für die Flucht oder Aussiedlung deutscher Bewohner gepackt worden war und dann zurückgelassen werden musste.

Einen besonderen Anziehungspunkt dieser Abteilung bildet ein großmaßstäbliches Modell des Friedrich-Wilhelm-Platzes – eines früheren Zentrums des öffentlichen Lebens –, das der Elbinger Hans Joachim Pfau angefertigt und (wie auch andere Modellbauten) seiner Geburtsstadt geschenkt hat. Auf großformatigen Fotos sind Impressionen von der Stadt in der Zwischenkriegszeit zu sehen: das bunte Treiben auf dem Wochenmarkt, eine Gebäudewand in der Sternstraße mit Werbeschilddern für Geschäfte sowie Handwerks- und Dienstleistungsfirmen, die Fischfrauen am Elbingfluss oder der Inbegriff des Elbinger Weihnachtsfestes, die Adventsmütterchen. Neben einer Säule mit den Werbeanzeigen schließlich ist unübersehbar eine mächtige, manuell betriebene Kaltmangel mit Steinbox zu bestaunen, die vermutlich gemeinschaftlich von Einwohnern einer Elbinger Siedlung gebraucht wurde.

Die weiteren historischen Ausstellungen sind im renovierten „Gymnasiumsgebäude“ eingerichtet bzw. neu konzipiert worden. Dort wird im Vergleich mit dem früheren Zustand besonders deutlich, welche Großzügigkeit und Übersichtlichkeit diese Räume sowie die Präsentation der Sammlungsstücke gewonnen haben.

Weichselwerder – das gezähmte Land. Dieser Teil der Dauerausstellung wurde der Öffentlichkeit erst bei der Wiedereröffnung des Hauses 2018 vorgestellt und überzeugt durch die Verbindung traditioneller und avancierter Darstellungsmittel. Die Besucher wandern durch die „Innenräume“ eines Vorlaubenhauses, wobei einige von ihnen wirklichkeitsgetreu nachgebaut, andere aber nur virtuell entworfen werden. Dies schließt Assoziationen mit Strukturen eines Freilichtmuseums geschickt aus. Um in das Gebäude zu gelangen, muss man zunächst ein „Feld“ überqueren und an einem „mennonitischen Friedhof“ vorbeigehen. Eindrücke vom Leben und Arbeiten der Menschen vermitteln Projektionen von dokumentarischen Filmen, und regionale Kennzeichen wie Wassermühlen oder Hausmarken

werden auf großen Leinwänden gezeigt. Bei Erkundungen des Hauses kann man sich sodann in der Großstube oder in der Schwarzküche umtun, einen Blick in die Mitgifttruhe einer Braut werfen oder sich zu einem Schwätzchen aus der Klöntür hinauslehnen.

Die Kunstkammer von Edward Parzych würdigt einen bedeutenden Elbinger Sammler. Er hat ebenso leidenschaftlich wie eklektizistisch wertvolle Stücke zusammengetragen: In Elbing gefertigte Möbel und Silberschmiedearbeiten des 18. und 19. Jahrhunderts, Erzeugnisse der Cadiner Majolika-Werkstätten, Jugendstilvasen der berühmten französischen Manufaktur von Émile Gallé oder Wandteller von Villeroy & Boch.

Relikte aus der großen Vergangenheit Elbings und der Elbinger Gegend. Weitere Beispiele der Möbel- und Goldschmiedekunst werden auch in dieser Abteilung präsentiert. Hinzutreten aber auch Werke der sakralen Kunst aus den Sammlungen der Diözese. Das die Exponate ausdrücklich als „Relikte“ bezeichnet werden, liegt darin begründet, dass sie nur noch zufällig erhaltene Zeugnisse einer großen Tradition heimischer Künstler und Kunstwerkstätten bilden, die nach den



Sinnbilder der Kulturlandschaft (li.), Hackenpflug, Marienau, 19. Jahrhundert (re.); Dokumentarfilm-Projektionen zu verschiedenen Aspekten des Lebens im Weichselwerder, im Hintergrund die Schwarzküche

schmerzlichen Verlusten der Kriegszeit und den anschließenden Wirren museal kaum noch angemessen dokumentiert werden kann. Zu diesen Stücken gehören auch eindrucksvolle Beispiele der Elbinger Bildhauerkunst, die sich um 1500 entwickelte, Fayenceteller aus der regionalen Produktion, die damals sehr populäre fernöstliche Motive imitierten, oder einige Taufschalen aus Elbinger Kirchen. Eigene Erwähnung verdienen schließlich noch drei Gemälde: Ein Ölbildnis von Alexis Grimau (1678–1733) porträtiert Gáspár Bekes, einen der Retter Elbings beim Angriff der Danziger im Jahre 1577. Dies ist eines der insgesamt nur zwei überlieferten Bildnisse des abenteuerlustigen ungarisch-siebenbürgischen Magnaten. Überdies gehört zu diesen Werken ein Paar von Miniatur-Porträts, die zwei Vertreter der Patrizierfamilie von Bodeck zeigen und von dem Elbinger Maler Lorens de Neter aus dem 17. Jahrhundert stammen.

Fließend geht diese Ausstellung in einen Abschnitt über, der Belege zur Waffengeschichte sowie zur Numismatik bietet. Dort begegnet man aber auch der Elbinger Huldigungsfahne von 1765, die zur Begrüßung eines Gesandten des polnischen Königs Stanislaus August Poniatowski angefertigt worden war und auch 1786 beim Besuch des preußischen Königs Friedrich Wilhelm II. in Elbing zum Einsatz kam; und nicht nur Numismatiker werden Interesse z. B. am Elbinger Notgeld aus der Zeit des Ersten Weltkrieges und den 1920er Jahren haben. Darunter findet sich übrigens ein Geldschein mit dem Spruch „Es gibt dreierlei Menschen: gute, schlechte und Albinger“.

Im Rahmen der Renovierungsarbeiten wurde auch das noch aus der Ordenszeit stammende Untergeschoss den Zwecken des Museums angepasst und steht jetzt für Sonderausstellungen zur Verfügung. Gegenwärtig wird dort – und dafür bieten die mittelalterlichen Kellergewölbe ein geradezu ideales Ambiente – die von der KULTURSTIFTUNG DER DEUTSCHEN VERTRIEBENEN in Bonn konzipierte Poster-Ausstellung zur *Backsteinarchitektur im Ostsee-*



Stücke aus der Sammlung von Edward Parzych – Art-Nouveau-Gefäße von Émile Gallé

raum gezeigt. In naher Zukunft soll in diesen historischen Räumen dann eine detailreiche Schau zur Architektur des früheren Elbinger Ordenschlosses eingerichtet werden.

Auf dem Weg durch die archäologischen und historischen Abteilungen des Museums sind einige zusätzliche Attraktionen noch nicht zur Sprache gekommen: In einem Kinosaal läuft ein Kurzfilm, der in einem Fluss von Bild-Assoziationen die Geschichte von Elbing und Königsberg erzählt. Dieser Film fasziniert die Zuschauer in besonderem Maße, weil er die technischen Möglichkeiten der Holographie nutzt und sich die Motive deshalb frei im Raum zu bewegen scheinen. Darüber hinaus lädt das Museum dazu ein, sich in eine *Virtual* bzw. *Augmented Reality* zu begeben und dort eine Fahrt in einem Komnick-Wagen durch das Elbing der 1930er Jahre zu unternehmen: über die Speicherinsel, durch einige Straßen der Altstadt bis zur Baumgartschen Villa in der Schichaustraße. Die neueren Verfahren, den Besucher in eine virtuelle Welt zu versetzen, werden auch in anderen Zusammenhängen genutzt. Er kann beispielsweise einzelne Ausstellungsstücke gleichsam in die Hand nehmen und eingehend betrachten, er kann aber auch als Ritter mit gezogenem Schwert durch ein mittelalterliches Schloss streifen, einem Ritterturnier beiwohnen oder Schatzkisten öffnen und durchsuchen. Für diejenigen hingegen, die spannende Erlebnisse in der Realität bevorzugen, steht sogar ein kleiner *Escape Room* zur Verfügung. st



Blick in die Großstube, den größten und schönsten Raum im ganzen Hause

WESTPREUSSENS LETZTER KONSERVATOR

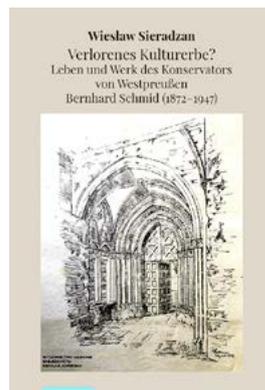
Wiesław Sieradzans Biografie über Bernhard Schmid

Bei der Beschäftigung mit der deutsch-polnischen Geschichte und dem Kulturerbe der Region an der unteren Weichsel kann die Sprache bisweilen noch ein Hindernis sein. In der Wissenschaft ist aber seit Jahren ein enger Austausch im Gang, weil die Kenntnis der jeweils anderen Sprache bei deutschen und polnischen Forschern durchaus verbreitet ist. Als der Historiker Wiesław Sieradzan, Lehrstuhlinhaber an der Nikolaus-Kopernikus-Universität in Thorn, ein Buch über den Marienburger Architekten und Denkmalpfleger Bernhard Schmid vorbereitete, war ihm gleichwohl klar, dass dieses Thema in Deutschland auch jenseits des engeren wissenschaftlichen Diskurses auf Interesse stoßen könnte. Seine Schrift ist deshalb im Verlag der Universität auf Deutsch erschienen.

Bernhard Schmid, über den es bisher noch keine größere biografische Studie gab, wurde 1872 in Bernburg an der Saale geboren, wuchs in Kolberg in Pommern auf und sollte wie viele seiner Vorfahren, die vorwiegend in Pommern und Ostpreußen gelebt hatten, eine militärische Laufbahn einschlagen. Als untauglich eingestuft entschloss er sich zu einem Architekturstudium an der Technischen Hochschule in Charlottenburg, das damals noch nicht zu Berlin gehörte. Er interessierte sich vor allem für die Architektur des Mittelalters und kam so 1894 zum ersten Mal nach Marienburg, um dort die gewaltige Burganlage zu sehen, die der Deutsche Orden im 13. und 14. Jahrhundert erbaut hatte. Bereits drei Jahre später wurde Schmid in Marienburg ansässig und hatte dort bis 1945 den Mittelpunkt seines Lebens und seiner Tätigkeit.

Nachdem Schmid sich zunächst als Baubeamter mit dem Wiederaufbau der Stadt Marienburg befasst hatte, das durch einen Brand im Juli 1899 erhebliche Schäden erlitten hatte, wurde er im Laufe der Zeit zum Provinzial-Konservator für Westpreußen, zum Schlossbaumeister der Marienburg und zum Professor an der Albertus-Universität zu Königsberg. Außerdem legte er über 200 Publikationen vor und führte ständig Besuchergruppen durch die Marienburg, die Ende der 1930er Jahre bereits über 100.000 Besucher pro Jahr anzog. Bis zum Winter 1944 hat Schmid über viele Aspekte seiner Tätigkeit genauestens Buch geführt, wie Wiesław Sieradzan dankbar vermerkt. Auch seine Flucht vor der heranrückenden Roten Armee lässt sich genau nachverfolgen: Sie führte ihn über Danzig, das heimatliche Kolberg, Swinemünde und Greifswald schließlich nach Husum in Nordfriesland. Dort starb Schmid im Jahre 1947.

Den Architekten und Konservator Bernhard Schmid muss man sich zweifellos als sehr arbeitsamen Menschen vorstellen. Im Rahmen seiner Dienstpflichten als Denkmalpfleger bereiste er intensiv die Provinz Westpreußen und kam laut seinem Biografen zum Beispiel im Jahr 1906 auf 45 Dienstreisen, bei denen er „das bereits gut ausgebaute Eisenbahnnetz nutzen konnte“. Obwohl nicht als Historiker ausgebildet, habe er außer-



Wiesław Sieradzan

Verlorenes Kulturerbe?

Leben und Werk des Konservators von Westpreußen Bernhard Schmid (1872–1947)

Thorn: Verlag der Nikolaus-Kopernikus-Universität, 2019

346 S., Hardcover, 52 zł

ISBN 978-83-231-4254-6

dem mehrere noch heute gültige Monografien zur Regionalgeschichte verfasst. Schmid's populärwissenschaftliche Schriften über die Marienburg verbreiteten nicht nur zu dessen Lebzeiten seinen Ruf als Kenner der Ordensbaukunst; auch nach seinem Tod wurden sie mehrfach wieder aufgelegt und waren in Kreisen der Vertriebenen aus Westpreußen „von großer sentimentaler Bedeutung“, wie Sieradzan anmerkt.

Während Conrad Steinbrecht, Schmid's Vorgänger als Schlossbaumeister, in der heutigen polnischen Öffentlichkeit durchaus gewürdigt wird, hat Schmid's Berufstätigkeit in der Zeit des Nationalsozialismus sein Bild getrübt. Sein Verhältnis zum Regime der NSDAP sei, so meint Wiesław Sieradzan, ein zwiespältiges gewesen, es sei schwer im Hinblick auf seine politische Haltung „größere Generalisierungen vorzunehmen“. Zwar ist eine Parteimitgliedschaft Schmid's belegt, es ließen sich in seinen Publikationen und Aufzeichnungen aber kaum „die in den Veröffentlichungen der deutschen Forscher jener Zeit allgemein üblichen NS-Wendungen“ finden. Mit dem abgedankten Kaiser Wilhelm II. stand Schmid dagegen während der zwanziger und dreißiger Jahre in Briefkontakt und informierte den im niederländischen Exil lebenden ehemaligen Monarchen über den Fortgang der Konservierungsarbeiten an der Marienburg. Vieles spreche demnach dafür, dass Schmid ein konservativer Nationalist war. Auf jeden Fall aber war er überzeugt, dass Westpreußen und auch die zu Beginn des Zweiten Weltkriegs vom Deutschen Reich eroberten umgebenden Gebiete, die Schmid 1940 auf „Studienfahrten durch das ehemalige Polen“ erkundete, ein „rein deutsches Land“ seien.

Ungeachtet dieser antipolnischen Haltung des Provinzialkonservators seien die Bücher aus dessen Werkstatt nach dem Zweiten Weltkrieg zur Grundlage zahlreicher Arbeiten von polnischen Forschern geworden. Die Bücher gingen damals an verschiedene Bibliotheken in Polen und Wiesław Sieradzan hat nun im letzten Teil seines Buches versucht, den ursprünglichen Bestand von Schmid's Sammlung zu rekonstruieren, denn die Privatbibliothek könne ihrerseits als ein Kulturerbe gelten, das es zu würdigen gelte. Dieser Abschnitt ist eher von fachwissenschaftlichem Interesse, kann aber mit einigen sehenswerten Abbildungen aufwarten. Zumindest auf einer davon ist auch Schmid selbst recht gut zu sehen: Ein Gruppenbild von 1912 oder 1913 zeigt den etwa Vierzigjährigen im Kreis der Marienburger Schlossbau-Kommission.

 Alexander Kleinschrodt

Vor 100 Jahren – Das Ende von Westpreußen (4)

Der lange Schatten von Versailles

BEOBSACHTUNGEN AN EINER PHANTOM-GRENZE IN KASCHUBIEN

Von Magdalena Sacha

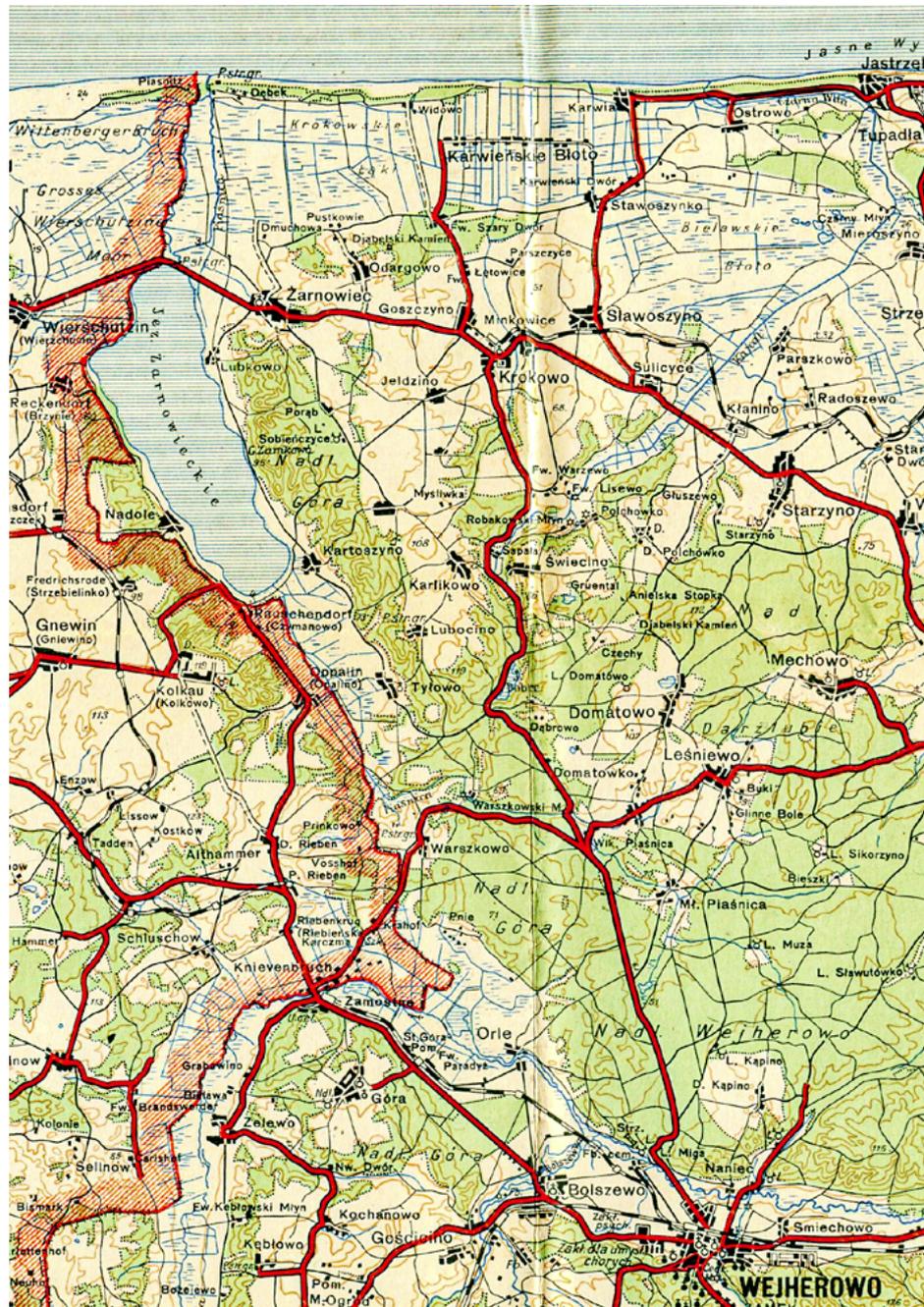
Die Grenze von Versailles, die ab 1920 auch die Nordkaschubei für 19 Jahre durchschnitt, hat sich hier als ein historisches Phänomen von langer Dauer erwiesen. Es erscheint deshalb lohnend, diese „langen Schatten“ der Pariser Vorortverträge in einer mikrogeschichtlichen Untersuchung eingehender zu verfolgen.

Das Wiedererstehen einer Grenze

Im Dorf Nadole, das malerisch am westlichen Ufer des Zarnowitzer Sees gelegen ist, wurde 2013 eine Tafel aufgestellt, die über die Bestimmungen des Versailler Vertrages informiert und die Bedeutung zweier Granitsäulen erläutert, die hinter dem Zaun des örtlichen Freilichtmuseums gesetzt worden waren. Auf diese Weise erfuhren die Touristen, dass es hier nach dem Ersten Weltkrieg eine polnisch-deutsche Grenze gegeben hat. Inzwischen ist der Grenzverlauf mit Pfählen markiert und zeigt, wie eng die damalige Exklave von dieser Linie umschlossen wurde – zumal sie in der Zwischenkriegszeit natürlich erheblich undurchlässiger war als heute.

Solche Rekonstruktionen beruhen nicht nur auf dem pragmatischen Bemühen, die Attraktivität des Gebiets für den Fremdenverkehr zu erhöhen. Vielmehr – und vor allem – resultieren sie daraus, dass sich das historische, inzwischen bereits 100 Jahre zurückliegende Ereignis und dessen Folgen in den kollektiven Erinnerungen wie auch Sprachgewohnheiten der dort lebenden Menschen – und zwar insbesondere bei den Bewohnern von Nadole (Nadolle) und dem benachbarten Dorf Wierzchucino (Wierschutzin) – niedergeschlagen haben: Lange bevor die Idee aufkam, Unterrichtstafeln aufzustellen und den Verlauf der einstmaligen Staatsgrenze zu kennzeichnen, hatten die Menschen diese Vorgänge gemeinschaftlich in Geschichten nachmodelliert und in Konstruktionen der regionalen Erinnerungskultur festgehalten. Diese Entwicklung wurde (und wird) auch dadurch begünstigt, dass die deutsch-polnische Grenze aus der Zeit von 1920 bis 1939 ein Gebiet durchzog, das stets von einer „hybriden Identität“, der wechselseitigen Durchdringung der kaschubischen, polnischen und deutschen Kultur, geprägt worden ist – und in dem deshalb solche territorialen Veränderungen besonders sensibel wahrgenommen wurden.

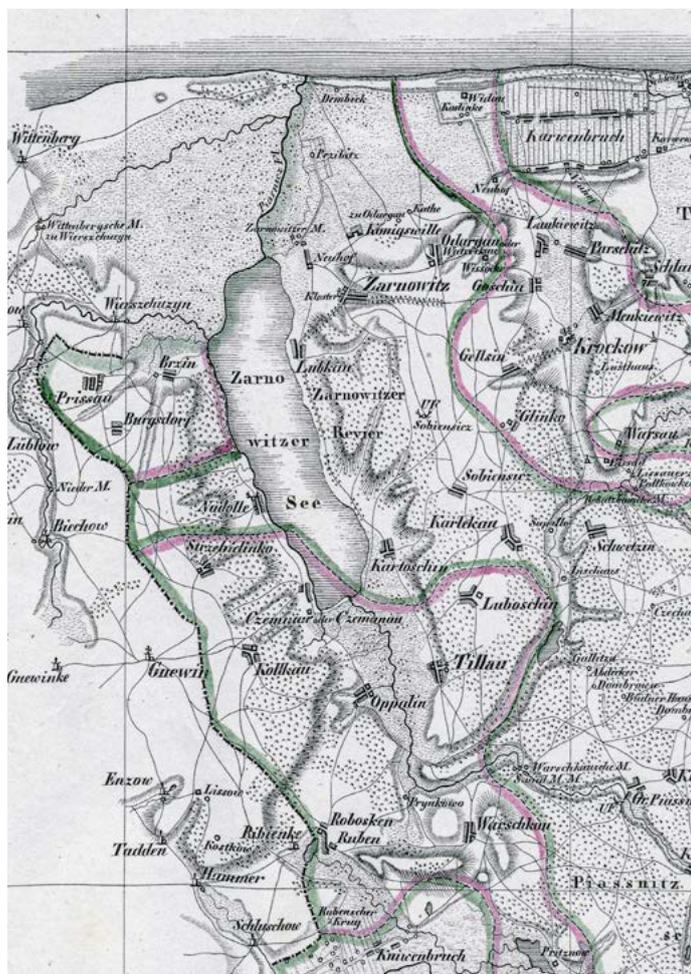
Dass diese „Phantom-Grenze“ nun wieder materiell vergegenwärtigt wird, trägt nicht unwesentlich dazu bei, dass sie im Bewusstsein der Einwohner und Besucher nun gewiss auch weiterhin fest verankert bleiben wird. Dabei hängt diese zusätzliche Festigung des „Mythos von Nadole“ nicht zuletzt auch mit dem Bemühen der Dritten Republik zusammen, das Gedenken an historische Prozesse und Persönlichkeiten der Zweiten Republik zu fördern und dadurch ausdrücklich die ideologischen Tabus der kommunistischen Ära zu brechen.



Ausschnitt aus einer polnischen Karte aus der Zwischenkriegszeit mit der 1920 gezogenen Staatsgrenze

Historische und symbolische Grenzziehungen

Beim Ziehen von Grenzen werden oft die Strukturen früherer Zuordnungen aktualisiert. Dabei kommt der Piasnitz und dem Zarnowitzer See eine überragende Bedeutung zu, denn hier wurden schon seit der Zeit des Deutschen Ordens Territorien voneinander getrennt. Diese Regelung galt auch bei der Bildung des Königlichen Preußen, das die bis hierher reichende Grafschaft Putzig mit einschloss, und sie wurde 1772 neuerlich bestätigt, weil an dieser Linie der damalige, bei der Bildung „Westpreußens“ eingerichtete „Dirschauische Kreis“ endete. An dessen Stelle trat zunächst der im April 1818 begründete Kreis Neustadt und danach der 1887 aus dessen Gebiet abgetrennte Kreis Putzig. Stets aber trafen hier Westpreußen und Pommern aufeinander. Dabei lief die Linie – wie der folgende Ausschnitt einer um 1830 entstandenen Karte zeigt – von der Ostsee aus zunächst entlang der Piasnitz und bog dann kurz nach Erreichen des Sees nach Westen ab, so dass das nördlich gelegene Wierschutzin von den südlich gelegenen Dörfern Brzin und Prissau geschieden wurde, und wandte sich dann – parallel zum Verlauf des Seeufers – in südöstliche Richtung.



Ausschnitt aus einer „Karte des Neustädter Kreises“ (um 1830)

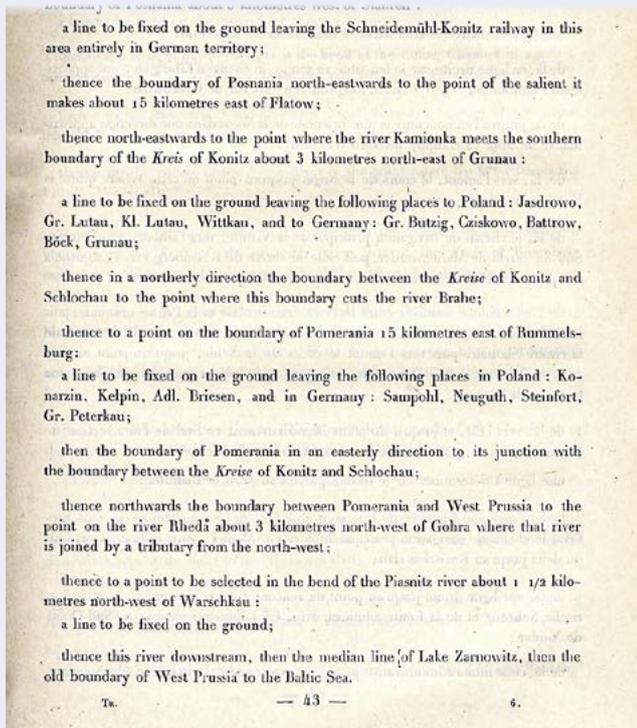
Unter diesen Voraussetzungen lässt sich zum einen nachvollziehen, dass in Versailles zwar der plausible und klar zu formulierende Grenzverlauf auf der Mitte des Sees in den Vertrag geschrieben wurde – „the median line of Lake Zarnowitz“ –, dass bei der Festlegung aber aufgrund der historisch gewachsenen Verbindungen noch eine gewisse

Flexibilität bestand, auch wenn hier die sonst verwendete, ganz offene Formel der „im Gelände noch zu bestimmenden Linie“ nicht gewählt worden war. Gleichwohl darf es als ungewöhnlich bezeichnet werden, dass auf dem Reichsgebiet eine Exklave wie die von Nadole eingerichtet wurde.

Zum anderen gibt der zu Beginn des Beitrags reproduzierte Ausschnitt aus der Karte, die die Konstellation während der Zwischenkriegszeit festhält, nun deutliche Hinweise darauf, welche sozialpsychologischen Konsequenzen aus den Grenzziehungen zu resultieren vermochten. – Wierschutzin gehörte schon vor 1920 nicht zu Westpreußen und wurde jetzt regelrecht zum „Ausland“ – und exakt dieses Wort haben die östlichen Nachbarn des Dorfs noch Jahrzehnte nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges benutzt, wenn sie sagten, dass sie nach Wierzchucino führen. Den Bewohnern des Ortes muss diese Zuordnung besonders unangemessen erschienen sein, weil sie selbst 1919 intensiv – wenn auch vergeblich – für einen Anschluss an Polen optiert hatten. Immerhin hatte der russische Slawist Alexander F. Hilferding (1831–1872) bei seinen Forschungen, die er 1856 in der Region unternommen hatte, gerade Wierzschin als Teil einer kaschubischen Enklave in Pommern – und mithin an der Westgrenze der Kaschubei – verortet. Dafür sprach nicht zuletzt der konfessionelle Unterschied zwischen den Bewohnern dieses Dorfes einerseits, die sich entschieden zum Katholizismus bekannten, und den protestantischen Slowinzen im Westen andererseits.

Dem Dorf Nadole hingegen gelang es, entgegen den ursprünglichen Bestimmungen des Versailler Vertrages und trotz der problematischen Lage, bei der es an drei Seiten von der neuen Staatsgrenze umgeben wurde, ein Teil Polens zu werden. Nun bildete es unter seinem polnischen Name „Nadole“ – im strikten Gegensatz zu den Nachbarn in Wierschutzin – einen regelrechten „Vorposten“ oder „Brückenkopf des Polentums“ im Gebiet des Deutschen Reiches. Diese besondere Position prägte das Bewusstsein der wie auf einer Insel lebenden Einwohner nachdrücklich und förderte die Bildung der Mythen, die in Berichten und Legenden bis heute kolportiert werden und diesen Ort auch weiterhin von den Nachbargemeinden durch eine imaginäre – inzwischen lediglich wieder sichtbar gemachte – Grenze abgetrennt haben.

Diese seit 1920 gestiftete Tradition der Geschichte und Geschichten vom Brückenkopf Nadole werden im nächsten Abschnitt ausführlich diskutiert. Zuvor soll aber nicht unerwähnt bleiben, dass die Wirkungen der in Versailles ausgehandelten Regelungen die Dörfer Nadole und Wierschutzin kommunalpolitisch auch noch nach dem Kriegsende beschäftigt haben, obwohl beide nun wieder gemeinsam auf dem Territorium nur eines Staates lagen. Die Einwohner von Nadole entschieden sich, die bis 1939 erhaltene Rolle des „Vorpostens“ verwaltungsrechtlich aufzugeben, quasi die Brücke, die sie mit dem Gebiet der alten Grafschaft Putzig verband, abzurechnen, und schlossen sich 1954 der Gemeinde Gnewin (Gniewino) im Bezirk Lauenburg an. Demgegenüber nahmen die Bürger von Wierschutzin, das nun Wierzchucino hieß, ihren Plan wieder auf, den sie schon 1919 verfolgt hatten: nicht länger Pommern zugeordnet zu bleiben, sondern sich Polen anzuschließen. Es scheint geradezu, als ob diese jahrhundertealte Grenze seit 1920 zu einer kaum überwindbaren Bruchlinie zwischen dem „heiligen“ Polentum und dem profanen Deutschtum überhöht wor-



Wiedergabe des englischen Original-Textes des Versailler Vertrags: Im Kapitel II werden „Deutschlands Grenzen“ geregelt, und im Artikel 27 Ziffer 7 geht es um die Grenze zu Polen. Aus diesem Abschnitt werden hier die Bestimmungen zitiert, die das westliche Westpreußen betreffen.

den sei und nun über 1945 hinaus mental fortbestanden hätte. Deshalb bemühten sich die Gemeinderäte nach dem Kriegsende mehrmals und beharrlich, diese Barriere doch noch zu überwinden, indem ihr Dorf – in einer Gegenbewegung zu den Nachbarn in Nadole – den Bezirk Lauenburg gerade verlassen und dem Meereskreis (Powiat morski) mit der Hauptstadt Neustadt zugeordnet werden sollte. Dieses Vorhaben ließ sich letztlich aber ebenfalls nicht realisieren.

Der Mythos von Nadole

Im Sommer 1920 kam die polnische Armee in das Dorf Nadole und wurde dort von den Bewohnern feierlich mit Brot und Salz empfangen. Spätestens jetzt war für jeden offensichtlich, dass es unumkehrbar gelungen war, die in Versailles festgelegte Staatsgrenze zu verschieben, sie entlang dem Westufer des Zarnowitzer Sees zu führen und um das Dorf herumzuleiten. Dieser Erfolg muss den Menschen als ganz außergewöhnlich erschienen sein – und so kamen bald auch Erzählungen auf, in denen die Vorgeschichte dieses Triumphes in leuchtenden Farben ausgemalt wurde.

Bis heute wird berichtet, dass in Nadole eine reguläre Volksabstimmung stattgefunden hätte. Die Nachfahren der damals Beteiligten wussten mindestens noch in den 1970er Jahren genau anzugeben, wie viele Stimmen dabei für Polen abgegeben wurden und wie die einzelnen Wähler hießen. Erst recht sind weiterhin die Akteure geläufig, die damals die Initiative ergriffen hatten und den Plan letztlich verwirklichten. Dabei wird nicht nur der bekannte propolnische Aktivist Antoni Abraham genannt, sondern auch der Name von Augu-

[...]

eine im Gelände noch zu bestimmende Linie, welche in diesem Raum die Eisenbahnlinie Schneidemühl-Konitz ganz auf deutschem Gebiete läßt;

von dort die Grenze Posens nach Nordosten bis zu ihrer ungefähr 15 km östlich von Flatow vorspringenden Spitze;

von dort nach Nordosten bis zum Treffpunkt der Kamionka mit der Südgrenze des Kreises Konitz etwa 3 km nordöstlich von Grunau:

eine im Gelände noch zu bestimmende Linie, die Polen die folgenden Ortschaften: Jasdrow, Groß Lutau, Klein Lutau, Wittkau und Deutschland die Ortschaften: Groß Butzig, Cziskowo, Batrow, Böck und Grunau läßt;

von dort nach Norden die Grenze der Kreise Konitz und Schlochau bis zu ihrem Schnittpunkt mit der Brahe;

von dort bis zu einem 15 km östlich von Rummelsburg gelegenen Punkte der Grenze Pommerns:

eine im Gelände noch zu bestimmende Linie, die Polen die Ortschaften: Konarzin, Kelvin, Adl. Briesen und Deutschland die Ortschaften: Sampohl, Neuguth, Steinfort, Gr. Peterkau läßt;

von dort nach Norden die Grenze Pommerns bis zu ihrem Treffpunkt mit der Grenze der Kreise Konitz und Schlochau;

von dort nach Norden die Grenze zwischen Pommern und Westpreußen bis zu dem Punkte an der Rheda (etwa 3 km nordwestlich von Gohra), wo diese einen von Nordwesten kommenden Nebenfluß aufnimmt;

von dort bis zu der Krümmung der Piasnitz ungefähr 1½ Kilometer nordwestlich von Warschkau zu wählenden Punkte:

eine im Gelände zu bestimmende Linie;

von dort den Lauf der Piasnitz abwärts, dann die Mittellinie des Zarnowitzer Sees und schließlich die alte Grenze Westpreußens bis zur Ostsee.

Auszug aus der amtlichen Übersetzung des Versailler Vertrages, veröffentlicht im Reichsgesetzblatt, Jg. 1919, S. 687–1349

styn Konkol, dessen Grundbesitz den Zarnowitzer See mit umschloss, oder auch derjenige von Augustyn Struk, der ebenfalls zu den Honoratioren des Ortes gehörte. Kleinere Rollen übernehmen der Wirt Ignatius Stielau, in dessen Gasthaus wichtige Absprachen getroffen werden, oder der Zarnowitzer Pfarrer Kurt Reich, der sich als leidenschaftlicher Jäger dafür einsetzt, auf beiden Seiten des Sees ein Jagdgebiet zur Verfügung zu haben.

Selbstverständlicherweise werden diese Geschichten im Laufe der Zeit auch weiter ausgeschmückt, unter Berufung auf Aussagen von unmittelbar Beteiligten als authentisch bezeugt und auch schriftlich festgehalten. Dabei werden andere Momente mit eingepasst – zum Beispiel die Äußerung eines entschiedenen „Machtworts“, das Gegenpositionen keinen Raum mehr lässt, oder die Wirkung alkoholischer Getränke, die den Entschluss zum Handeln bzw. die Überzeugungskraft der Argumente verstärken.

In konzentrierter Form spiegelt die folgende Erzählung die Tendenzen dieser Mythenbildung wider: Antoni Abraham und Augustyn Konkol reisen nach Versailles, treffen dort mit dem amerikanischen Präsidenten Woodrow Wilson und dem britischen Premierminister David Lloyd George zusammen, um ihnen persönlich das Ergebnis der Volksabstimmung von Nadole zu überreichen. Während des anschließenden, durchaus kontroversen Gesprächs wird dann der Punkt erreicht, an dem Augustyn Konkol mit der Faust auf den Eichentisch schlägt, um damit der Aussage, dass seine Familie seit 700 Jahren in diesem Ort ansässig und Eigentümer des Sees sei, gehörigen Nachdruck zu verleihen. Wilson und der – keineswegs Polen zugewandte – Lloyd George sind davon schließlich derart beeindruckt, dass der amerikanische Präsi-



FOTO: PRIVATSAMMLUNG PROF. NIKIEWICZ

In der Zwischenkriegszeit bildete der Grenzstein Nr. 001 (an der Mündung der Piasnitz in die Ostsee bei Dembeck) ein beliebtes Ausflugsziel und Fotomotiv: Kinder in den 1920er Jahren an diesem Grenzstein.

dent persönlich die Landkarte zur Hand nimmt und den Grenzverlauf im gewünschten Sinne korrigiert.

Wie bei allen Mythen überrascht es nicht, dass die zugrunde liegenden gesicherten oder zumindest wahrscheinlichen Fakten deutlich andere Zusammenhänge zu erkennen geben. – Der Danziger Historiker und maßgebliche Förderer der kaschubischen Autonomie-Bestrebungen Józef Borzyszkowski hat in den 1970er Jahren die Chance genutzt, eine Zeitzeugen-Befragung durchzuführen. Dabei hat ihm Jadwiga Kandau-Konkol gesagt, dass ihr Ehemann nicht nach Versailles gereist sei, dass Alkohol bei den Absprachen keine Rolle gespielt habe und auch gar keine offizielle Volksabstimmung stattgefunden hätte. Vielmehr wären Antoni Abraham und Augustyn Struk mit einer Unter-



ABB.: WIKIMEDIA

Polens Vermählung mit dem Meer von 1920 (Gemälde von Wojciech Kossak aus dem Jahre 1931)



Antoni Abraham (undatiertes Porträt-Foto aus einer postum erschienenen Biographie)



Antoni Abraham – von Stanisław Szwechowicz entworfenes und 2001 enthülltes Standbild in Gdingen

schriftenliste durchs Dorf gegangen, und die meisten Bewohner hätten lediglich unterschrieben, dass sie für Polen optierten.

Dieser Vorgang hat vor allem erst 1920 stattgefunden, denn die Entscheidung über den endgültigen Grenzverlauf trafen internationale Kommissionen vor Ort; im Falle der Nord-Kaschubei arbeitete solch ein Gremium in Putzig, und zu deren Mitgliedern gehörten der Arzt und kaschubische Schriftsteller Dr. Alexander Majkowski, der späterhin als „Remus“-Autor bekannt wurde, sowie Antoni Abraham und Augustyn Konkol.

Zu einer nüchterneren Betrachtung der Entwicklungen fordert erst recht die Tatsache auf, dass die Exklave Nadole keineswegs voraussetzunglos – nur auf der Grundlage tradierter Rechte und des Volkswillens – erstritten wurde, sondern dass die deutsche Seite diesem Wunsche entsprach, weil sie selbst im Gegenzug einen erheblichen Vorteil erhielt: Beim Dorf Kniewenbruch befand sich eine für den Kreis Lauenburg wichtige Trinkwasser-Entnahmestelle, die nun beim Deutschen Reich blieb. Der überraschende Verlauf der Grenze um die Exklave Nadole findet somit – wenige Kilometer südlich davon – ein mindestens ebenso auffälliges Pendant in der eigentümlichen, extrem spitzwinkligen Ausbuchtung der Linie. Ohne diesen Ausgleich der Interessen, der zu dem Gebietstausch geführt hat, wäre der „Sieg“ von Nadole schwerlich errungen worden.

Versailles als regionaler Erinnerungsort

Dass der Mythos von Nadole keineswegs an der historischen „Wahrheit“ scheitert, ist schon für sich genommen nicht ungewöhnlich, denn die Konstruktionen von „Geschichte“ entwickeln gegenüber historischen Klarstellungen oftmals erhebliche Widerstandskräfte. Die Glaubwürdigkeit der lokalen Darstellungen lässt sich zudem über die Person Antoni Abrahams absichern. Sie bildet eine wesentliche Brücke zu den Vorgängen in Nadole, weil Abraham selbst auch dort aktiv gewesen ist und weil Augustyn Konkol gemeinsam mit ihm zwar nicht



FOTOS: TILMAN FISCHER



Für den großen Sohn ihres Dorfes errichteten die Bewohner von Antoni Abrahams Geburtsort Zdrada diese Erinnerungsstätte.

nach Paris, aber doch immerhin zu Vorverhandlungen auf nationaler Ebene nach Warschau gereist war. Auf diese Weise kann der Kampf um den „Vorposten des Polentums“ am Zarnowitzer See eng an das Wirken eines kaschubischen Aktivisten angekoppelt werden, dessen Ruhm bis heute andauert bzw. in jüngerer Zeit sogar noch zunehmend verstärkt wird.

Antoni Abraham (1869–1923) erfüllt alle Voraussetzungen, um als ein „Held“ in die Geschichte einzugehen. Er hat von früh an gesellschaftspolitische und nationale Interessen verfolgt und dafür auch Repressionen in Kauf genommen. Vor allem aber ist er tatsächlich nach Paris gefahren und hat sich dort im Rahmen der polnischen Delegation auch an den Verhandlungen mit Woodrow Wilson und David Lloyd George beteiligt. Diese Reise ist schon bald nach seinem Tode im Sinne eines Helden-Epos mystifiziert worden. Abraham gelingt es, die deutsche Grenze zu überschreiten, um nach Warschau zu gelangen, er wird als einer der drei kaschubischen Delegierten anerkannt, nimmt an der abenteuerlichen Fahrt über Krakau, Wien und die Schweiz nach Paris teil und kehrt nach erfolgreichen Verhandlungen mit den Großen dieser Welt ruhmreich zurück: Pommerellen wird zum „Korridor“ und dem wiedererstandenen polnischen Staat zugeschlagen.

Dass Antoni Abraham explizit als kaschubischer Diplomat aktiv wurde, verschafft ihm ein erhebliches symbolisches Kapital. Damit gewinnt er die Chance, regional nicht nur im kommunikativen, sondern auch im kulturellen Gedächtnis verankert zu werden. Als „Tribun“ oder „König der Kaschuben“ vermögen er und seine Mission eine ebenso herausragende historische Orientierungsmarke zu bilden wie Polens „Vermählung mit dem Meer“, die General Józef Haller am 10. Februar 1920 zum ersten Male vollzogen hat und die Jahr für Jahr in einem pat-

riotischen Ritus wiederholt wird – und dadurch eine ähnliche Festigkeit erhält wie die Denkmäler, die für Antoni Abraham inzwischen errichtet worden sind.

Diese Phänomene erweisen sich mithin als tragende Komponenten eines institutionalisierten Gedenkens an Versailles und die Bildung der Zweiten Polnischen Republik. Damit können sie im Sinne des französischen Historikers Pierre Nora als Teile eines „Erinnerungsorts“ (lieu de mémoire) gedeutet werden, weil sie oberhalb der „Geschichte ersten Grades“ zu Konstellationen von mentalen Konzepten und Symbolen zusammentreten und wesentlich zur sozialpsychologischen Identitätsstiftung der jeweiligen Gegenwart beitragen.

Vor diesem Hintergrund dürfte nun gänzlich plausibel werden, warum der Mythos von Nadole seine Wirksamkeit keineswegs verloren hat und warum überdies der Rat der Gemeinde Krockow auf eine Initiative des Bürgermeisters hin 2011 beschlossen hat, den Verlauf der 1920 gezogenen Grenze durch Unterrichtungstafeln und Granitsäulen wieder ins Bewusstsein der Bürger und Touristen zu heben, und sich von



FOTO: ALEXANDER KLEINSCHRODT

Am Ende der nördlich des Sees gelegenen Brücke, auf der die von Krockow kommende Woiwodschaftsstraße 213 in Richtung Stolp die Piasnitz überquert, ist diese Unterrichtungstafel errichtet worden. Sie markiert die Stelle, an der sich von 1920 bis 1939 eine Grenzstation befand.

diesem Plan auch nicht durch anfängliche Proteste und Zerstörungsakte abbringen ließ. Mittlerweile finden die Grenzmarkierungen und Informationsangebote eine breite und einhellig positive Resonanz. Zwischen der Nord-Kaschubei und „Versailles“ besteht, so legt diese mikrohistorische Betrachtung nahe, offenbar eine spezifische, enge Verknüpfung, die dafür sorgen dürfte, dass der lange Schatten der Pariser Vorortverträge in dieser Region auch weiterhin noch deutlich erkennbar bleiben wird.

st

IN DEN BLICK GENOMMEN

Martyna Bunda

Das Glück der kalten Jahre

Suhrkamp / Insel: Berlin, 2019

Sie fühle sich als Kaschubin, bekennt die Autorin Martyna Bunda nachdrücklich, und sie wisse sich als solche in ihren Verhaltensweisen, Überzeugungen und Erfahrungen geprägt. 1975 in Danzig geboren, wächst sie in Karthaus auf, verbringt dort ihre Schulzeit, bis sie zum Studium der Politikwissenschaft nach Warschau aufbricht. Inzwischen arbeitet die mehrfach ausgezeichnete Journalistin bei einer großen polnischen Tageszeitung. Für ihre Recherchen ist sie immer wieder auch in der Kaschubei unterwegs, und hier nun verortet sie den vorliegenden Debütroman, der 2017 in Polen veröffentlicht wurde und im Lande breite Zustimmung fand.

Winter

Epizentrum dieser Familiengeschichte, in der geschichtliche wie persönliche Verwerfungen seismographisch aufgezeichnet werden, ist ein kleines Dorf in der kaschubischen Schweiz, an einem See nicht fern von Chmelnog gelegen, das den sprechenden Namen Dziewcza Góra, „Mädchenberg“, trägt und zur verlässlichen Heimat von Rozela und ihren drei Töchtern wird. Die Mutter ist dort fest verwurzelt, „war nie am Meer gewesen“, und die Kinder verlassen auch als Erwachsene nur selten einen Bannkreis, der Karthaus, Zoppot und Gdingen umfasst. Ihr Ehemann, auf Arbeitssuche stets fern der Familie, sei, so resümiert Rozela, „nüchtern betrachtet, in ihrem Leben nur eine Episode gewesen“. Von bleibender Bedeutung ist allein, dass Abram zum einen vorrauschaugend eine Versicherung abgeschlossen hatte, die nach seinem tödlichen Arbeitsunfall – 1931 beim Aufbau von Gdingen – ausbezahlt und für den Neubau eines komfortableren Hauses genutzt werden konnte; und zum anderen, dass er darauf bestand, die Mädchen mit einfachen kaschubischen Namen zu benennen: Gerta, Truda und Ilda. Aus den Blickwinkeln der Töchter und ihrer Mutter werden im rhythmischen Wechsel die Geschichten eines gemeinsamen Lebens erzählt, die ihrerseits in den Verlauf

der Jahreszeiten eingebettet sind. Der „Winter“, den Protagonistinnen Sinnbild für Kälte und Tod, Schmerz und Verlust, umrahmt das Romangeschehen. Als fulminanter Einstieg wird die Beerdigung des „Verhältnisses“ von Ilda an einem „nassen Tag in einem nicht enden wollenden Februar“ zu einer grotesken Szene ausgemalt, die trefflich die Charaktere der exzentrischen Figuren entwirft und den Grundton der Erzählweise anschlägt: von sanfter Kälte und Distanz – Begriffe, die Martyna Bunda gerne in Bezug auf das Kaschubische gebraucht –, von frivoler Heiterkeit bis hin zu drastischer Komik. Zwei Jahre zuvor bereits, so erfährt der Leser im abschließenden Schlusskapitel des „Winters“, hatte sich, als der „erste, helle und frische Schnee“ fiel, die lebensmüde Rozela zum Sterben niedergelegt, wurde zu Grabe getragen und von den Töchtern „mit je eine[r] Handvoll gefrorener Erde“ bedacht. Trägt die Schilderung des Leichenschmauses noch durchaus skurrile Züge, finden sich für den eigentlichen Abschied der Töchter von ihrer Mutter bemerkenswert versöhnliche, warmherzige Worte. Für drei Wochen in Dziewcza Góra beieinander,

begannen die Schwestern jeden Tag mit einem Besuch auf dem Chmielnoer Friedhof und beendeten ihn im Haus am See mit vertraulichen Gesprächen am Ofen. Sie waren sich nahe wie nie zuvor, sie redeten offen und hörten einander zu, um sich, die Mutter und das Leben zu verstehen.

Durch (winterliche) Erfahrungen von Kälte und Verletzungen gezeichnet, so hat es die Autorin in einem Interview formuliert, brauchen die Menschen, damit sie überleben können, den Frühling als Impuls eines Neubeginns, die Fülle des Sommers und sodann den Herbst, um Verluste als Teil des Lebens zu begreifen.

Frühjahr

„Nach fünf Jahren Krieg war es jetzt an der Zeit, das Leben wieder an seinen rechten Platz zu rücken“, verkündet Rozela zu Beginn des Romanabschnittes „Frühjahr“, und die Natur scheint ihr Recht zu geben. „Der Apfelbaum trug zum ersten Mal Früchte [...]. Am Hang des Berges, wo einst reihenweise die Toten gelegen hatten, wuchsen jetzt Gänsedisteln, man konnte sie kiloweise abmähen, zuckern und kochen, um dann einen zähen Heilsirup einzuwecken.“ Voller Tatendrang und mit unerschütterlichem, hemmungslosem Willen – selbst ist die Frau, so lehrt sie die Mädchen täglich! – organisiert sie gemeinsam mit ihren Töchtern das neue Leben, frisch das Haus auf, pflanzt und sät, brennt heimlich Schnaps – „Tannenberg 1410, ein Kilo Zucker, vier Liter Wasser, 10 Dekka Hefe“ – und meistert nicht zuletzt auch auf ihre Weise die Nutztierhaltung. Der Umgang mit dem Federvieh ist eigenwillig, doch geradezu abenteuerlich gestaltet sich das Gelingen einer Schweinezucht von letztlich überregionaler Bedeutung. Beides wird genüsslich ausgemalt und nimmt bisweilen urkomische Züge eines burlesken Possenspiels an. (Für zartbesaitete Vegetarier dürfte dies freilich eine nur schwer bekömmliche Kost sein.)

Jenseits dieser frühlingshaften Aufbruchsstimmung der ersten Nachkriegszeit wollen jedoch die Schatten der Vergangenheit weder für Rozela noch für ihre Kinder verblassen, schlaglichtartig tauchen sie immer wieder auf, insbesondere ein dunkles Geheim-

nis der Mutter wird zum Leitmotiv des Romans, wie auch Truda das Schmerz über den Verlust jenes Mannes, den sie als Zwangsarbeiterin in Berlin kennen und lieben gelernt hatte. Sie hatten heiraten wollen, doch die Mutter jagte – es war „ein besonders kalter Winter, kurz vor Weihnachten. 1945“ – den „Deutschen“ entsetzt aus dem Haus.

Die Töchter

In den „Sommer“, der einschneidende Veränderungen bringen soll, entlässt die Mutter ihre Töchter mit der prophetischen Mahnung, es „sei nicht klug, [...] von Männern allzu viel zu erwarten“. Truda wird schwanger und muss rasch gehehlicht werden, Gerta darf sich auf eine stilvolle kirchliche Hochzeit freuen, nicht in der „schlichten Dorfkapelle“ von Chmelnio, die soeben von Konservatoren aus Danzig restauriert wird, sondern in der ehrwürdigen, sie stark beeindruckenden Stiftskirche von Karthaus. Während sie geblendet wird von all dem Gold, den „Bilder[n] von Madonnen in königlichen Gewändern, die in Schlössern posierten“, und von Heiligen, blickt Schwester Ilda voller Unruhe auf den mächtigen Backsteinbau – ein „Koloss, ein zorniger Riese“ –, auf dem „ein seltsames Dach – schwarz, metallisch, in der Form eines Sargs“ ruht. „Im Innenraum spürte sie die Stille und ihre Angst noch stärker.“ Verschüchtert war sie, allmählich staunend:

Langsam begriff Ilda, welch ein Wunder es war, dass gerade dieser Ort den Krieg unbeschadet überstanden hatte. Die ganze Kraft der Vernichtung und des Leids, die Gewalt, der Zorn und der Tod waren an ihm vorbeigegangen. Ganz offensichtlich, so dachte sie, hatten auch die mit Bajonetten und in Panzern in den Tod ziehenden Soldaten den Tod gefürchtet. Unter dem Dach in Gestalt eines Sarges hatten sie die letzten Reste von Heldenmut verloren.

Ilda selbst wird nie in den Stand der Ehe treten, beginnt stattdessen eine über Jahrzehnte währende labile Beziehung zu einem Künstler, obwohl dieser vor Ort mit „einer Deutschen“ legal verbunden ist. Mit den Schwestern teilt sie die Einsicht, „wie wenig sie doch ihre Männer kannten“. Truda ihrerseits ahnt nicht, dass ihr Jan bereits Vater eines Kindes ist und warum er bei den Kommunisten wegen staatsfeindlicher Aktivitäten in Ungnade fällt – als ein gebrochener Mann wird er aus dem Gefängnis zu ihr zurückkehren. Gerta indes lässt sich von dem introvertierten Uhrmacher Edward nach einigen Besuchen des Gerichtsvollziehers sowie, nachdem er bei einem Seitensprung peinlicherweise von einer Leiter stürzt, alsbald scheiden. In den teils aberwitzigen Episoden mit ihren Männern bewahren die jungen Frauen Haltung, sie trotzen ohne Häme, aber selbstbewusst manchen Absurditäten: nichts darf ihnen so nahe kommen, als dass sie daran zerbrechen könnten. Hier vielleicht erschließt sich am ehesten der polnische Originaltitel des Buches *Nieczułość*, der auch so viel heißen kann wie „Unempfindlichkeit“.

Das Mal

Eine Leichtigkeit und der sichere Blick für Nuancen, Lokalkolorit und Situationskomik zeichnen diesen Roman aus; darüber hinaus sind aber gerade auch jener Ernst und die tiefe Empathie

signifikant, mit denen das Augenmerk des Lesers immer wieder auf Rozela gerichtet wird, jene Frau, die, selbst unehelich aufgewachsen, das Leben als alleinerziehende Mutter mit „rauer Wärme“ meistern muss – trotz aller verheerenden Kriegserlebnisse und Gewalterfahrungen. Rozela bleibt auf alle Zeit gebrandmarkt. Das Bügeleisen, das „der Iwan“ ihr brutal auf den Bauch gepresst hatte, bildet das tragende Motiv des Romans und wird für die geschändete Frau zum allgegenwärtigen Mal – und zum Tabu. Sichtbar hat sie es auf ein Bord im Schweinestall abgestellt, allerdings mit der Warnung an die Kinder: „Das ist ein kaputtes Bügeleisen, lasst ja die Finger davon. Sonst reiße ich euch die Hände ab.“ Noch Jahrzehnte später überfällt sie Panik, wenn sie in sich zusammengesunken „schweigend und gedankenverloren am Ofen saß, um plötzlich aufzuspringen und etwas über die Iwans und das Bügeleisen herauszuschreien“. Geradezu hysterisch reagiert sie auf körperliche Berührungen: „Sie lässt sich nicht einmal mehr wachsen. Entweder sie schreit und schlägt um sich, oder sie macht sich ganz steif und ist nicht mehr ansprechbar, wie eine Stoffpuppe.“

Es wird die zweitjüngste Enkelin Rozelas sein, die späterhin als Schriftstellerin dem Leid der Großmutter nachspürt, indem sie Bücher verfasst, von denen einige „dem Schicksal weiblicher Kriegsoffer gewidmet sind“. Nur sie wird sich dann auch intensiv mit jener Publikation beschäftigen, in der sich zwei Französinen mit der Flucht ihrer Väter aus Stutthof und deren Versteck im Hause der Rozela auseinandersetzen.

Von Gräueltaten und seelischen Erschütterungen aus jener Zeit zu erzählen, als die Rote Armee in die Kaschubei einfiel, sei geboten, um Spuren latenter Traumata zu erkennen, und diese wiesen weit über die regionalen Grenzen hinaus. Keinesfalls, erklärt Martyna Bunda, wolle sie Schrecken verbreiten; vielmehr zeige sie Wege der Heilungen, spricht von Stärke und Hoffnung, die dem Leser das Atmen ermöglichen – und ihm, so zeigt die sehr lohnende Lektüre, durchaus auch immer wieder ein vernünftiges Schmunzeln entlocken.

st Ursula Enke



Martyna Bunda

Das Glück der kalten Jahre

Roman

Aus dem Polnischen
von Bernhard Hartmann

Suhrkamp / Insel: Berlin, 2019
317 S., geb., € 24,00

ISBN 978-3-518-42887-0

EIN DANZIGER „SPD- UND KPD-BONZE“ HINTER GITTERN

Die Aktion „Gewitter“ vom August 1944



FOTO: PAN BIBLIOTEKA GDANSKA

In der Danzig-Frage teilte Emil Straphel den Standpunkt seiner politischen Weggefährten: Das nach seinen Worten „kerneutsche Danzig“ dürfe nicht an das „von den Baronen und Pilsudski beherrschte Polen“ angeschlossen werden. Am 23. März und 25. April 1919 fanden große Kundgebungen am Heumarkt gegen die Abtrennung der Mottlaustadt vom Reich statt.

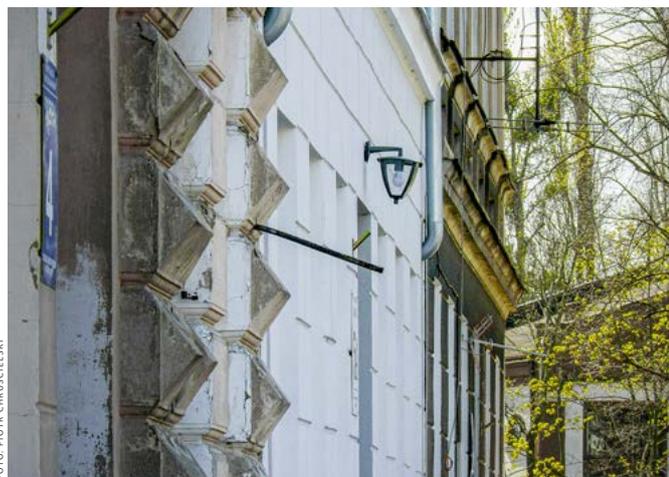
Wenige Wochen nach dem gescheiterten Attentat auf Adolf Hitler vom 20. Juli 1944 erfasste eine reichsweite Verhaftungswelle ehemalige Reichstags-, Landtags- und Stadtabgeordnete aus den Reihen der alten Opposition. In Danzig betraf sie auch Emil Straphel (1895–1965), der sich als Funktionär in der politischen Linken engagiert hatte und dessen Lebensweg vom Kaiserreich bis in die Nachkriegszeit hinein ein aufschlussreiches Beispiel für eine ostdeutsche Biographie aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts bildet.

Von Piotr Chruścielski

Darf man dem *Danziger Vorposten*, einem NSDAP-Organ, Glauben schenken, so war der Heumarkt am 21. Juli 1944 „das Ziel ungezählter Tausende von Danzigern, die in den Abendstunden hierher eilten, um in einer machtvollen, aus einem tiefen Herzensbedürfnis kommenden Volkskundgebung ihrer felsenfesten Treue zum Führer Adolf Hitler Ausdruck zu geben“. Dieser war am vergangenen Tag nur knapp dem Tode entronnen, als in der Nähe von Rastenburg in Ostpreußen ein Bombenanschlag auf ihn verübt wurde. Das Attentat war ein Zeichen des militärischen und bürgerlichen Widerstandes gegen ihn. Für das Regime war „der vereitelte Dolchstoß“ – ein Begriff, mit dem die Nazi-Propaganda den misslungenen Staatsstreich diskreditierte – das Signal, dass es mit all seinen Gegnern endgültig abrechnen müsste, wollte sich das „Dritte Reich“ noch über Wasser halten. So wie die Presse im ganzen Reich, nahm auch *Der Danziger Vorposten* an jenen Tagen einen beschwörenden Ton an und entwarf in der Ausgabe vom 22. Juli 1944 ein verkürztes Bild der Danziger Bevölkerung, die in NS-Uniform vom Theaterplatz auf den Heumarkt marschierte, um ein Treuegelöbnis auf Hitler abzulegen. War der Oppositionelle Emil Straphel Zeuge dieser Veranstaltung? Konnte er ahnen, dass bald reichsweit Verhaftungen einsetzen würden, von denen er und viele seinesgleichen betroffen wären?

Straphels Gegenpositionen

Viele Jahre zuvor, am 16. Dezember 1918, war der Heumarkt Schauplatz eines anderen politischen Ereignisses gewesen. Im Zeichen der Novemberrevolution und am Vorabend der Gründung der Kommunistischen Partei Deutschlands organisierte die lokale Spartakusgruppe, eine Vereinigung von mar-



Sonja Knischke: „Wenn man der Enkeltochter Amelie etwas über ihren Großvater erzählen kann, ist das viel wert. Das ist ja ein Weg, dass das weitergeht und nicht vergessen wird“. Die Abegg-Gasse, heute ulica Dobra, in der Danziger Niederstadt im April 2020. Das Haus, in dem Emil Straphel wohnte, hat die Nummer 5a (helle Fassade). In den 1940er Jahren wohnte er in der Tobiasgasse 1–2.



FOTO: FAMILIENARCHIV DER TOCHTER

Emil Straphels jüngere Tochter Barbara Glück: „Der erste Weltkrieg hat ihm nicht gefallen. Aber das war nicht die Masse. Die Masse ist grölend in den Krieg gezogen.“ Wegen Verbreitung der „Spartakusbriefe“ auf der – in der Danziger Schichau-Werft gebauten – SCHLESSEN wurde Emil Straphel 1917 kriegsgerichtlich bestraft. Er soll nach Flandern strafversetzt worden sein.

xistischen Sozialisten, eine Kundgebung. An der Versammlung nahm sicherlich auch der am 29. Oktober 1895 geborene Emil Straphel teil, der gerade nach Danzig zurückkehrte. Die vorigen Jahre hatte er fern der Heimat verbracht. In Hamburg setzte der junge Danziger seine Lehre als Maschinenbauhandwerker fort, die er in der Kaiserlichen Werft angetreten hatte, und fuhr anschließend zur See. Mit politischen Fragen kam er wohl in dieser Zeit näher in Berührung. 1913 engagierte er sich gewerkschaftlich und wurde Mitglied des Deutschen Transportarbeiter-Verbandes. 1915 erfolgte Straphels Einberufung zur Marine. Da er die illegalen „Spartakusbriefe“, programmatische Aufsätze der gegen den Krieg auftretenden Spartakisten, verbreitete, verurteilte das Kriegsgericht in Kiel ihn 1917 zu drei Monaten Festungshaft und versetzte den Matrosen in die zweite Klasse des Soldatenstandes.

Nach der Demobilisierung kam Straphel in seine Heimatstadt zurück. Er fand Beschäftigung als Maschinenbauer in der Eisenbahn-Hauptwerkstatt Danzig-Troyl und engagierte sich im Spartakusbund, der in der KPD aufging. In den folgenden Jahren wurde der junge Aktivist Distriktsleiter, Mitglied der Bezirksleitung und des Zentralausschusses, Vorsitzender der Organisation Rote Hilfe, Leiter der paramilitärischen Roten Marine und Vorsitzender des Danziger Zentralen Erwerbslosenrates. Eine Zeit lang war er auch für die Herausgabe der Schrift

Der *Erwerbslose* zuständig, die auf den Unwillen der Regierung der Freien Stadt stieß. Denn das Wochenblatt ermutigte seine Leser, angesichts der grassierenden Arbeitslosigkeit ihren Ansprüchen durch Demonstrationen Ausdruck zu verleihen. Ende der 1920er Jahre standen Straphel und die KPD an einer Weggabelung. Da er mit dem Leninbund, den linken Kräften innerhalb der Partei, sympathisierte, musste er sie 1929 verlassen. 1931 trat er in die SPD ein. In der Zeit der Festigung der eigenen Position durch die Nationalsozialisten übte Straphel Funktionen als Vorsitzender des Arbeiter-Sängerbundes und zweiter Vorsitzender des Arbeiterkulturbundes sowie des Freidenkerverbandes aus. Er war Mitglied des Vorstandes im Deutschen Metallarbeiter-Verband und gehörte in den Jahren von 1935 bis 1937 der Danziger Stadtbürgerschaft an. Da die Terroraktionen gegen die Opposition an Stärke gewannen, engagierte sich Straphel auch in der Sozialistischen Sport-Stafette, einer Tarnorganisation zum Schutz gegen die Braunhemden. Am 12. Juni 1936 wurde er bei einer Flugblattverbreitung in der Niederstadt von ca. 20 bis 30 Nazis überfallen. Zwei Tage zuvor hatte die NSDAP ihre Organisationen aufgefordert, Flugblattverteiler der SPD abzufangen, weil das Flugblatt eine Fortsetzung des verbotenen Presseorgans *Danziger Volksstimme* darstellte. In Notwehr fügte Straphel einem SA-Mann schwere Verletzungen zu. Im Herbst 1936 verurteilte ihn das Gericht zu zwei Jahren Gefängnis. Er verbrachte insgesamt 27 Monate in Gefängnissen in Danzig und Stuhm. Als er aus der Haft entlassen wurde, existierte die Danziger SPD nicht mehr. Sie war am 14. Oktober 1936 aufgelöst worden. Seine Funktionen im öffentlichen Leben musste Straphel vollständig aufgeben. Fortan arbeitete er als Maschinist in der Danziger Werft.

Ein Gewitter bricht los

„Bei Kriegsausbruch und Einverleibung Danzigs in das ‚1000-jährige Reich‘ wurde ich auf einige Tage unter tägliche Meldepflicht bei dem SD [Sicherheitsdienst] von meiner Funktion als leitender Dockmaschinist entfernt und nach Unterstellung unter die Kontrolle eines Nazi-Ingenieurs wieder eingesetzt“, schilderte Straphel seine Erlebnisse zu Beginn der Kriegszeit in Danzig. Nach der Zerschlagung der Opposition hatte Straphels hitlerfeindliche Tätigkeit nur noch symbolischen Charakter, desgleichen die konspirative Arbeit seiner Kameraden. Immerhin wurden illegale Zusammenkünfte organisiert und Geldspenden für Familien von KZ-Insassen gesammelt. Straphels Wohnung war einer der Treffpunkte der Oppositionellen.

Obwohl Straphel am „Generalputsch“, dem versuchten Staatsstreich vom 20. Juli, nicht beteiligt war, wurde er in den Morgenstunden des 22. August 1944 von der Gestapo festgenommen und zum Verhör in das Stadtgefängnis an der Schießstange überführt. Die Inhaftnahme von ehemaligen Mitgliedern von SPD, KPD und Zentrumsparterie wurde vom Amt IV des Reichssicherheitshauptamtes in Berlin koordiniert und gemäß der einschlägigen Gestapo-Erlasse an alle Staats-

polizei(leit)stellen vom 17. und 21. August 1944 in Gang gesetzt. Die reichsweite Verhaftungswelle bekam den Namen „Gewitter“ bzw. „Gitter“. Die Aktion sollte alle ehemaligen Reichstags-, Landtags- und Stadtabgeordnete aus den Reihen der alten Opposition erfassen. Der Haftgrund war deren früheres politisches Engagement, das in den Augen des NS-Regimes gerade jetzt – mitten im „Schicksalskampf“ – eine lauernde Gefahr für den „Bestand und die Sicherheit des Volkes und Staates“ darstellte. Der 22. August markierte den Beginn der Verhaftungen, bei denen man auf alte Polizeikarteien zugriff. Da Straphel einst zu den „SPD- und KPD-Bonzen“ an der Mottlau gehört hatte, stand auch sein Name auf den in aller Eile gefertigten Listen.

Im – an das Danziger Gerichtsgebäude angrenzenden – Untersuchungsgefängnis traf Straphel auf andere hitlerfeindliche Akteure der Politik in der Freien Stadt. Einige von ihnen wurden anscheinend freigelassen. Andere, wie Straphel, kamen noch am selben Tag (ohne förmlichen Haftbefehl, geschweige ein Gerichtsverfahren) ins KZ Stutthof; mit ihm 28 weitere Personen, u. a. sein Parteikollege Paul Klossowski: „Bei meiner Einlieferung wurde ich, als wir auf dem Platz standen, von ihm [Lagerkommandanten Paul Werner Hoppe] als Ältester zuerst vorgerufen. Ich wurde dabei von einem Sturmführer als früherer Arbeiterfunktionär bezeichnet. Anhand der Akten ist festgestellt worden, dass ich früher Volkstagsabgeordneter, Gewerkschaftsfunktionär und Parteivorsitzender der SPD war. Hoppe fragte mich, d. h. er brüllte mich an, ob ich immer noch Marxist sei. Ich habe darauf geantwortet, dass ich meine Gesinnung nicht wie ein schmutziges Hemd wechseln könne. Er sagte hierbei wörtlich: Sehen da den Rauch steigen? Das ist das Krematorium.“

Konzentrationslager Stutthof

Häftlingskleidung, Registrierungsnummer (69 655) und ein roter Winkel reihten Straphel zwar in die bestehende Häftlingsgesellschaft ein, aber freilich galten er und seine Kameraden als „privilegierte“ Häftlinge. Außer einer Frau wurden sie im Block 5 im sogenannten Neuen Lager untergebracht. Sie hatten eine halbe Baracke für sich, jeder sein eigenes Bett, während die anderen Gefangenen auf engstem Raum hausen mussten. Sie brauchten auch nicht zur Arbeit. Diese Behandlung ist wahrscheinlich mit einem hektischen Entscheidungsablauf und einer abwartenden Haltung der Lagerkommandantur zu erklären. Dementsprechend hat die nach 1945 vorgebrachte Behauptung des Ex-Kommandanten – er habe die „Gewitter“-Gefangenen „wie ein rohes Ei“ behandeln müssen – einen gewissen Wahrheitsanspruch.

Straphel und die anderen litten vielmehr unter der Ungewissheit, wie es der ehemalige Vorsitzende der Zentrumsparterie in Danzig, Richard Stachnik, in seinen Erinnerungen festhielt: „Dabei mussten wir einige Male stundenlang herumstehen, weil einige Männer ‚abhanden gekommen‘ waren; sie wurden mit Polizeihunden – auch in der Kanalisation – gesucht. Es gingen dabei Schauermärchen um: Einen Flüchtling hatten

Lfd. Nr.	Name	Geburtsdatum	Geburtsort	Tätigkeit	Staatsangehörigkeit	Hauptberuf	Kommunistische Dienststelle	Tageslohn			Freiwerden
								Einzelbetrag	Abstellung	Endbetrag	
69646	Fooken Anton	verh. 6.4.79	Wittelschafen	Danzig-Schlichte Böhmerweg 4	R.D.	Sch. H. politisch	Haupt-Danzig	24.8.44			-1. Sep. 1944
69647	Leu Georg	verw. 14.9.27	Liebeck	Danzig Potschankengasse		Sch. H. politisch					-1. Sep. 1944
69648	Water Robert	verh. 17.5.08	Leba, P.	Danzig Hausaplatz 1		Sch. H. politisch					
69649	Klossowski Paul	verw. 5.3.79	Danzig	Danzig Feldzeitgasse 2		Sch. H. politisch					
69650	Kunze Willy Richard	verh. 6.2.94	Leipzig	Danzig-Langfuhr Robert-Kamkeweg 6		Sch. H. politisch					-1. Sep. 1944
69651	Joseph Walter	---	Polen	Danzig-Langfuhr Oskarstr. 29		Sch. H. politisch					-1. Sep. 1944
69652	Knaust Johannes	verw. 21.7.79	Sagoroch	Lojopot Waldweg 9		Sch. H. politisch					-1. Sep. 1944
69653	Schmidt Edward	verh. 4.10.27	Prinschaff im G. Werdor	Danzig-Langfuhr Lorenz-Krüdenweg		Sch. H. politisch					-1. Sep. 1944
69654	Gutmeyer Felix	verw. 20.12.24	Braut	Lojopot adelt. Hühnerweg 709		Sch. H. politisch					-1. Sep. 1944
69655	Straphel Emil	verh. 29.10.95	Danzig	Danzig Föhrgasse 1/2		Sch. H. politisch					-1. Sep. 1944

FOTO: ARCHIV DES MUSEUMS STUTTHOF

Einlieferungsbuch des KZ Stutthof: Unter den „Zugängen“, die am 22. August 1944 das Eingangstor des Lagers passierten, waren neben Emil Straphel (ganz unten) auch andere frühere SPD-Mitglieder aus Danzig und Umgebung, u. a. Anton Fooken, Georg Leu, Paul Klossowski und Johannes Knaust. Kommunisten und Zentristen gehörten auch dazu.

die Polizeihunde, gehetzt von ihren Führern, in der Kanalisation zu Tode gebissen und zerfleischt; einem anderen hätten die Henker die Arme hinter dem Rücken zusammengebunden und dann an seinen Händen an einem Gerüst hochgezogen und natürlich die Arme vollständig ausgekugelt.“

Unterdessen entschied das Reichssicherheitshauptamt über die gestellten „Schutzhaft“-Anträge. Da die Aktion „Gewitter“ („Gitter“) kritisch beurteilt wurde, kamen die meisten Verhafteten nach wenigen Wochen wieder frei. (Das galt auch für jene Häftlinge, die neben der Gruppe vom 22. August bis Ende Oktober 1944 im Rahmen der Aktion nach Stutthof eingeliefert worden waren: nachweislich 34 Personen aus den Regionen Danzig-Westpreußen, Pommern und Ostpreußen; nach dem heutigen Wissensstand waren insgesamt 63 Stutthof-Häftlinge von der Aktion betroffen). Straphel wurde am 1. September 1944 entlassen, ebenso Stachnik: „Wir bekamen unsere Privatkleidung zurück und kleideten uns um. Dann erschien höchstpersönlich der Lagerkommandant Hoppe. Er erklärte uns, wir würden nun entlassen. Dabei schärfte er uns ein, nichts über die Verhältnisse im Lager draußen verlauten zu lassen, sonst würden wir wieder festgesetzt.“ Dazu musste sich jeder Häftling durch Unterschrift verpflichten. Straphel selbst erklärte sich seine Freilassung mit der Fürsprache seiner Vorgesetzten bei der Polizei, da sie angeblich keinen Ersatz für ihn in der Werft finden konnten, aber in Wirklichkeit hatte man unabhängig davon über sein Schicksal entschieden.

„Pflicht war, dass ich [Straphel] mich nach der Entlassung aus dem KZ täglich beim Erkennungsdienst der Gestapo, Dienststelle Werft melden musste. Diese Meldepflicht erfuhr durch das Näherrücken der russischen Front weitere Lockerungen.“

Ein neuer Anfang

Noch kurz vor der Einnahme Danzigs durch die Rote Armee wurde Straphel wegen „Verächtlichmachung der Wehrmacht“ angezeigt. Da die Stadt bereits unter Beschuss stand, war es ihm möglich, sich verborgen zu halten. Nachdem die Kriegshandlungen am 30. März 1945 eingestellt worden waren, kam er ins Narviklager. Dies war früher ein Arbeitslager für ausländische Zwangsarbeiter, welches nun die Funktion eines Arbeits- und Durchgangslagers für die von der Aussiedlung betroffenen Deutschen einnahm. Straphel kam nach Pölitz bei Stettin (Zivilgefangenenlager „Pommernlager“) und im Frühjahr 1946 nach Schwerin. In den zurückliegenden Monaten hatte er sich wieder den Kommunisten angeschlossen und trat nun der SED bei. Ob als Kreisvorsitzender und Kreissekretär beim Freien Deutschen Gewerkschaftsbund, ob als erster Landesvorsitzender der Industriegewerkschaften Handel und Transport in Rostock – Straphel konnte seinen Weg zum Sozialismus fortsetzen. 1950 schlug er schließlich das Kapitel der „Warnowwerft“ in Warnemünde auf. Er brachte es in diesem VEB zum stellvertretenden Direktor in der Kultur-Abteilung und leitete,



FOTO: FAMILIEMARCHIV DER TÖCHTER

Straphels ältere Tochter Sonja Knischke: „Nächtelang hat er an seinen Trauerreden gegessen. Er hatte einen großen schwarzen Herrenschreibtisch. Ab und zu durften wir auf seinen Schoß.“ Arbeit war Emil Straphels Erfüllung. Im Klubhaus der Warnemünde organisierte er politische Veranstaltungen, Kurse und Konzerte. (Foto um 1960)

nachdem die Stelle eliminiert worden war, das Klubhaus und dann den Veteranenklub unter dem Schirm der Volkssolidarität, einer Hilfsorganisation der DDR. Er war anerkannter Verfolgter des Naziregimes, Träger der „Medaille für Kämpfer gegen den Faschismus 1933–1945“ und der „Medaille für die Teilnahme an den bewaffneten Kämpfen der deutschen Arbeiterklasse in den Jahren 1918–1923“ und erhielt eine Ehrenpension. Er starb am 21. Oktober 1965.

Die Perspektive der Töchter

„Im Prinzip hat er nichts erzählt“, sagt Straphels Tochter Barbara Glück (geb. 1950), als die Frage nach der Aufarbeitung der Familiengeschichte in den Vordergrund rückte. Sie und ihre Schwester Sonja Knischke (geb. 1952) besuchten die Gedenkstätte Stutthof im Mai 2018. Der Spartakusbund und das KZ seien zwar in den Erinnerungen ihres Vaters aufgetaucht, aber er habe „nichts Konkretes“ gesagt und alles „kindlich verpackt“. Denn Sonja und Barbara waren sehr jung. Als Straphel starb, war die eine erst 13 und die andere 15 Jahre alt. Allerdings habe er über die Vergangenheit in Schulen erzählt. Er diene dem offiziellen Geschichtsbild als Zeitzeuge. „Er wollte uns damit nicht belasten“, meint Barbara. Beide Schwestern sind sich darin einig, dass ihr Vater mit vielem nicht fertig geworden sei und viel verdrängt habe. Sein Tatendrang war sicherlich ein taugliches Mittel, mit der Vergangenheit zurechtzukommen.

Es verwundert nicht, dass Straphels Töchter kaum weiterführende Fragen stellten: „Wir waren zu dem Zeitpunkt noch nicht reif für solche Gedanken“, erläutert Sonja. Und Straphel selbst wollte in die Zukunft schauen. Seine Töchter sollten sich politisch engagieren und technische Berufe erlernen. „Das haben wir ihm versprochen und auch gemacht. Auch wenn man nachher merkte, es war doch nicht so gut. Aber zu seiner



FOTO: PIOTR CHRUSCIELSKI

Sonja Knischke: „Es war sehr aufwühlend, aber ich bin trotzdem dankbar, dass ich hier sein durfte. Dass man auch wirklich weiß oder sich erahnen kann, was hier abgelaufen ist und wie schlimm das eigentlich war.“ Emil Straphels Töchter Sonja (links) und Barbara (rechts) am Standort des Häftlingsblocks 5 im Mai 2018.

Zeit, wo er uns das gesagt hat, war das für ihn noch aus vollem Herzen, dass er meinte, das wäre eine gute Sache“, erzählt Sonja. Beide traten in die Partei ein. Barbara erlernte den Beruf des Schiffsschlossers und wurde Mitglied der Stadtverordnetenversammlung in Rostock. „Er hat uns schon geprägt, weil wir alles, was er sich für uns vorgestellt hatte, versucht haben durchzusetzen“, sagt Sonja.

Dass die Töchter in liebevoller Verehrung an ihren Vater denken, ist verständlich, desgleichen die ängstliche Anspannung, mit der sie ihre „Reise in die Vergangenheit“ antraten. Was würden sie jetzt erfahren? „Sind das alles positive Sachen?“, überlegt Barbara im Rückblick. Eine Zwiespältigkeit, die am Ende doch in den Hintergrund gedrängt wurde. Der Besuch im ehemaligen KZ war für beide zwar „aufwühlend“, aber wichtig: „Natürlich ist es schlimm, was Deutschland gemacht hat, aber wir waren noch nicht geboren und hätten es auch dadurch nicht beeinflussen können, aber unser Vater hat es für uns gemacht. Und das gibt mir ein gutes Gefühl“, sagt Sonja. „Ein besseres Gefühl“, berichtigt sie Barbara.

Und Straphel selbst? Welche Gefühle mögen ihn bewegt haben, wenn er aus der Perspektive eines Oppositionellen heraus auf die Zeit von 1933 bis 1945 zurückschaute? **st**

Der Lebensweg von Emil Straphel wurde größtenteils anhand von Unterlagen aus den Beständen des Landesarchivs Greifswald und des Museums Stutthof in Sztutowo rekonstruiert. Das Zitat von Paul Klosowski stammt aus Beständen des Landesarchivs Nordrhein-Westfalen, Abteilung Westfalen, in Münster. Die Schilderung von Richard Stachnik wurde seinen unveröffentlichten Erinnerungen entnommen, die dem Autor freundlicherweise von Hildegard Stachnik zur Verfügung gestellt wurden. – Das Gespräch mit Barbara Glück und Sonja Knischke fand im Museum Stutthof am 16. Mai 2018 statt.

Missbrauchsfälle – Erzbistum Danzig im Fokus

Bereits seit einigen Jahren wird in der Republik Polen über den Umgang mit sexuellem Missbrauch durch katholische Priester diskutiert. Dabei steht immer wieder auch das Erzbistum Danzig im Zentrum der Aufmerksamkeit. Dies betrifft sowohl das historische Bild des Solidarność-Pfarrers Henryk Jankowski als auch das Verhalten des amtierenden Erzbischofs Sławoj Leszek Głódź. (Über beide Fälle hat DW bereits mehrmals berichtet.) Inzwischen reagiert die katholische Kirche in Polen auf die im Raum stehenden Vorwürfe.

Nach einem neuen Dokumentarfilm über Kindesmissbrauch durch katholische Priester in Polen will Primas Erzbischof Wojciech Polak den dort geäußerten Vorwürfen nachgehen. In dem am 16. Mai auf YouTube veröffentlichten Film *Das Versteckspiel* (mit deutschen Untertiteln) der Brüder Tomasz und Marek Sekielski wird der Bischof von Kalisch, Edward Janika, beschuldigt, nicht gegen einen Priester vorgegangen zu sein, der Kinder sexuell missbraucht habe. Bis zum 26. Mai erhielt der Film fast sieben Millionen Aufrufe.

Erzbischof Wojciech Polak, Delegierter der Polnischen Bischofskonferenz für den Schutz von Kindern und Jugendlichen, reagierte bereits am 17. Mai mit einer Videobotschaft auf den Film und kündigte an, die Vorgänge durch den Vatikan prüfen zu lassen. Der Film zeige, dass die Normen zum Schutz von Kindern und Jugendlichen in der Kirche noch nicht überall eingehalten, d. h., die Missbrauchsoffer und ihre Familien nicht angemessen behandelt und keine geeigneten Maßnahmen eingeleitet würden, die im Falle einer glaubwürdigen Meldung über sexuellen Missbrauch angeordnet sind. Zudem betonte Polak, dass er die Zusammenarbeit zwischen der Staatsanwaltschaft und der Kirche begrüße, weil sich dadurch eine mehrfache Befragung der Opfer vermeiden lässt und die kanonischen Verfahren effizienter gemacht werden.

Gleichzeitig dankte Polak den Missbrauchsoffern, die sich entschlossen hätten, über ihr Leid zu berichten, und rief alle, die Kenntnis von solchen Fällen haben, dazu auf, Bericht zu erstatten. Priester, Nonnen, Eltern und Erzieher sollten nicht aus falscher Sorge um die Reputation der Kirche zur Verschleierung von Sexualstraftaten beitragen: „Wir dürfen nicht zulassen, dass skandalöse Fälle das Gute in der Kirche vernichten. Die große Mehrheit der Priester und Nonnen sind Menschen mit Beru-



Primas Erzbischof Wojciech Polak



Regisseur Tomasz Sekielski

gungen, die ihre Pflichten gewissenhaft erfüllen. Für Menschen, die Minderjährige sexuell missbrauchen, ist unter Geistlichen kein Platz. [...] Wir verfolgen die Täter auch, um uns auf die Seite der guten Priester zu stellen und mit ihnen zusammen allen Gläubigen zu helfen, die Liebe Gottes mit ihnen zu entdecken.“

Die Diözese Kalisz hingegen wies die im Film gegen den Ortsbischof erhobenen Vorwürfe zurück. Im Fall des Priesters Arkadiusz H. sei 2018 ein Strafverfahren und ein kanonisches Verfahren eingeleitet worden; er sei von der Ausübung des Priesteramts suspendiert worden. Auch gewissen Details der Darstellungen im Film wird widersprochen, so seien die Eltern der Opfer 2016 ausdrücklich aufgefordert worden, die Fälle schnellstmöglich der Staatsanwaltschaft zu melden.

Zwei der im Film dargestellten Opfer hätten sich zudem im Februar 2020 bei der Diözese gemeldet, eines davon hätte die angebotene psychologische und seelsorgerliche Hilfe durch den Delegierten zum Schutz der Kinder und Jugendlichen angenommen. Die Diözese verfüge schließlich über eine vollständige Dokumentation aller Fälle von 2012 bis 2020, die an die Glaubenskongregation weitergeleitet worden seien.

Schon vor einem Jahr hatte der Film *Sag es bloß niemanden*, der ebenfalls von den Brüdern Sekielski stammt, die polnische Gesellschaft aufgewühlt und die Maßnahmen der Kirche zur Verhinderung von sexuellem Missbrauch durch Geistliche intensiviert. Hierzu gehören insbesondere die Einrichtung der St. Joseph-Stiftung und der Telefon-Helpline „Verwundete der Kirche“ sowie die im Oktober 2019 erneuerten Richtlinien zum Umgang mit Fällen sexuellen Missbrauchs durch Geistliche.

Bereits im März hatte sich der Apostolische Nuntius in Polen, Erzbischof Salvatore Pennacchio, mit einer Gruppe von Gläubigen getroffen, die dem Danziger Erzbischof Sławoj Leszek Głódź Vertuschung von sexuellen Missbrauchsfällen vorwirft. Die Gruppe hatte sich mit drei Briefen an die Nuntiatur gewandt und fordert die Demission von Głódź. Die Gruppe von Gläubigen erklärte vor dem Treffen am 2. März, es gehe ihnen vor allem „um die Frage der Genugtuung für geschädigte Personen in der Danziger Erzdiözese, angefangen mit sexuell missbrauchten Personen und Opfern der Pädophilie, über Gemeindeglieder, deren Gemeindegut verkauft wurde, bis zu Priestern, die unter Mobbing zu leiden hatten“.

Am 24. Oktober 2019 hatte eine Fernsehreportage von TVN24 für Aufsehen gesorgt, die von Briefen mehrerer Priester der Erzdiözese Danzig an den Apostolischen Nuntius berichtete, die ihrem Vorgesetzten Erzbischof Głódź Mobbing in Form von öffentlichen Erniedrigungen und psychischer Misshandlung vorwarfen. Die Danziger Gruppe legte dem Nuntius sechs Fragen vor, die laut Teilnehmenden des 45-minütigen Gesprächs jedoch nicht beantwortet wurden. Der Nuntius habe betont, dass er in der Angelegenheit von Erzbischof Głódź nichts unternehmen könne und dass dazu auch kein Verfahren anhängig sei.



Erzbischof Sławoj Leszek Głódź

Die Gruppe könne aber eine offizielle Klage an die Glaubenskongregation in Rom richten. Die Organisatorin der Proteste, Justyna Zorn, will diesen Schritt in Erwägung ziehen oder ansonsten den öffentlichen Protest vor der Nuntiatur in Warschau fortsetzen.

Nach dem Treffen veröffentlichte auch die Polnische Bischofskonferenz eine Erklärung.

Sie lobte die gute Atmosphäre des Gesprächs und verwies auf die Rolle des Nuntius, der gemäß internationalem und kanonischem Recht nicht für die Beurteilung der Schuld eines Menschen bzw. solcher Angelegenheiten zuständig sei; sie würden durch seine Vermittlung an die zuständigen Organe der Kurie weitergeleitet.

Erzbischof Głódź nahm am 2. März als Zeuge an einer Gerichtsverhandlung teil; es geht um ein Gerichtsverfahren gegen einen Vikar einer Danziger Gemeinde, dem eine zweifache Vergewaltigung einer 17-jährigen vorgeworfen wird. Der Vikar wurde in eine andere Gemeinde versetzt und beharrt weiterhin darauf, unschuldig zu sein.

Am 3. März hat außerdem Barbara Boro-wiecka Klage gegen die Erzdiözese Danzig erhoben, in der Erzbischof Głódź die Unterlassung notwendiger Maßnahmen vorgewor-

fen wird. Die heute 63-jährige hatte 2018 publik gemacht, dass sie zum ersten Mal als Zwölf-jährige vom populären Danziger Solidarność-Pfarrer Henryk Jankowski missbraucht worden wäre. Bald darauf wurde dessen Denkmal in Danzig gestürzt. Erzbischof Głódź wollte es wiederaufrichten lassen und verwies darauf, dass es unmöglich sei, gegen einen Verstorbenen zu ermitteln. Nach dem Tode eines anderen, des Missbrauchs angeklagten Priesters, Franciszek Cybula mit Namen, gewährte er ihm trotz dieser Vorwürfe eine große, feierliche Beerdigung. Auf den aufrüttelnden Dokumentarfilm *Sag es bloß niemandem* angesprochen, sagte Erzbischof Głódź, er schaue kein „altes Zeug“ an, wofür er sich auf Druck der Bischofskonferenz danach allerdings öffentlich entschuldigen musste.

st *Regula Zwahlen* (NÖK) / DW

Brauchen wir eine neue Ostpolitik?

Für Matthias Platzeck wird Europa nur mit Russland als Partner sein Gewicht behaupten können

Es ist eine klare Botschaft, die Matthias Platzeck – der sich diesem Thema auch in einem Kommentar für die vorige Ausgabe dieser Zeitschrift annahm – mit seinem jüngst erschienenen Buch in die Öffentlichkeit trägt: „Europa wird auf Dauer nur stark und handlungsfähig sein, wenn die Europäische Union und Russland zusammenarbeiten. Nur mit Russland als Partner wird Europa sein politisches Gewicht in der Welt behaupten können. Und nur gemeinsam mit Russland werden wir die großen Zukunftsaufgaben bewältigen können – ob Klimaschutz, Energiesicherheit, Migration und Terrorismus.“ Unter diesem Vorzeichen fordert der Vorsitzende des Deutsch-Russischen Forums eine Rückbesinnung auf die Ideen der neuen Ostpolitik, wie sie vor allem von Willy Brandt und Egon Bahr geprägt worden waren.

Dieses Anliegen ist dem früheren SPD-Bundesvorsitzenden und Ministerpräsidenten von Brandenburg ein Herzensanliegen, das er – unter Verweis auf seine Er-

fahrungen in der DDR, zur Wendezeit sowie auf seine persönliche Prägung durch Bahr – höchst authentisch vertritt. Seine Empathie für die historischen Traumata und politischen Mentalitäten in Russland nimmt man ihm ebenso ab wie die gleichfalls – wenn auch mit geringerer Intensität – artikulier- te Kritik an innenpolitischen Entwicklungen in Russland. Insofern lohnt es sich – auch für den einer transatlantischen Perspektive verpflichteten Leser –, sich auf die Gedanken Platzecks einzulassen und sie zum Ausgangspunkt eigener Überlegungen zu machen.

Angesichts der erinnerungspolitischen Einlassungen heutiger deutscher Rechtspopulisten ist es nachvollziehbar, dass Platzeck dafür eintritt, bei der historischen Schuld des Deutschen Reichs im 20. Jahrhundert und der hieraus resultierenden spezifischen deutschen Verantwortung keine Abstriche zu machen. Hier werden jedoch Reibungen mit den Geschichtsbildern der Völker Ostmitteleuropas deutlich: In deren kollektives Gedächtnis schrieb sich die Rote Armee

nämlich nicht erst als Befreier vom Nationalsozialismus ein, sondern bereits als zweiter Aggressor schon im Jahre 1939. Daher lässt sich durchaus fragen, ob die 2019 vom Europäischen Parlament anlässlich des 80. Jahrestags des Kriegsausbruchs verabschiedete Resolution, die hieran erinnert und Kritik an gegenwärtigen Tendenzen der russischen Geschichtspolitik übt, tatsächlich – wie Platzeck behauptet – einseitig als Relativierung der deutschen Vergangenheit zu kritisieren sei.

Diese geschichtspolitischen Differenzen setzen sich in einzelnen Fragen der gegenwärtigen Gestaltung der europäisch-russischen Beziehungen fort: Dies gilt in besonderer Weise für das Agieren der NATO an ihrer Ostflanke, das auf das historisch bedingte Sicherheitsbedürfnis der östlichen Mitgliedsstaaten reagiert; ähnliches gilt für den Umgang mit der Krim-Annexion. Unabhängig davon, wie man zu den einzelnen Vorschlägen Platzecks stehen mag, wird man ihm in jedem Fall darin zustimmen können, dass ein Verharren im gegenwärtigen Stillstand multilateralen Austausches weder im Interesse Russlands noch Deutschlands noch ganz Europas sein kann. Ernstgenommen werden sollte ferner Platzecks Eintreten für eine interessenpolitische Perspektive auf



Matthias Platzeck

Wir brauchen eine neue Ostpolitik. Russland als Partner

Propyläen Verlag, Berlin
2020, 256 S., € 22,-
ISBN 978-3-54-910014-1

Russland. Anknüpfend an die von ihm eingeforderte Einsicht, „dass auch Russland Interessen hat“, ist freilich zu fragen, welche Interessen Deutschland und Europa ihrerseits überhaupt haben – oftmals ein blinder Fleck

in Debatten um die deutsche bzw. europäische Außen- und Sicherheitspolitik.

Die Anerkennung des neuen russischen Selbstbewusstseins hat gewiss ihre Berechtigung: „Aus russischer Sicht ist die Aufgabe der Orientierung nach Westen so etwas wie eine Wiederherstellung der Souveränität. Die Machtasymmetrie zwischen dem Vorbild und dem Nachahmer wird aufgelöst.“ Interessanterweise bezieht sich Platzeck an dieser Stelle in besonderer Weise auf die Bedeutung – insbesondere von der Russisch-Orthodoxen Kirche propagierter – „traditioneller Werte“. Folgt man aktuellen ost-

kirchenkundlichen Forschungen, muss man gerade dieses Konzept vielleicht doch deutlicher als Symptom einer Entfremdung politisch-religiöser Mentalitäten zwischen Russland und dem westkirchlich geprägten Europa deuten, als Platzeck dies tut. Welche Aussichten allerdings eine ‚strategische Autonomie‘ Europas gegenüber NATO und USA haben soll, wenn man das Anerkennen von Russlands ‚eigenem Weg‘ ernst nimmt, ist eine weiterhin offene Frage. Zu ihrer Diskussion hat Platzeck einen wichtigen Beitrag geleistet.

st Tilman Asmus Fischer

DOI 2/2020

NACHRICHTEN

+++ Deutsch-Polnisches Barometer 2020

DPI/DW – Das Deutsch-Polnische Barometer ist ein Projekt, das regelmäßig die Meinungen von Polen und Deutschen über die gegenseitige Wahrnehmung der wechselseitigen Beziehungen und deren aktuelle Herausforderungen erhebt und präsentiert. Die Tatsache, dass die Forschung seit dem Jahre 2000 durchgeführt wird, erlaubt, die Entwicklungen über einen längeren Zeitraum hinweg nachzuvollziehen, was tiefere Schlussfolgerungen und präzisere Handlungsempfehlungen ermöglicht. Die Untersuchungen werden vom Institut für Öffentliche Angelegenheiten in Warschau in Zusammenarbeit mit der Konrad-Adenauer-Stiftung in Polen und weiteren Partnern, aktuell etwa mit der Stiftung für deutsch-polnische Zusammenarbeit, durchgeführt. Seit 2020 ist auch das Deutsche Polen-Institut Partner der Studie.

Das *Deutsch-polnische Barometer 2020* ist unlängst mit dem Untertitel *Nachbarschaft mit Geschichte: Blicke über Grenzen* von Jacek Kucharczyk und Agnieszka Łada herausgegeben worden und liefert Antworten auf folgende Fragen: Was verbinden die Polen mit Deutschland und die Deutschen mit Polen? Empfinden die Polen den Deutschen gegenüber eher Sympathie oder Abneigung? Wie beurteilen die Deutschen den Stand der polnischen Demokratie? Welche Probleme sehen die beiden Bevölkerungen in den gegenseitigen Beziehungen? Prägt der Zweite Weltkrieg nach achtzig Jahren immer noch die gegenseitigen Beziehungen? In welchen Bereichen sollen Polen und Deutschland besonders stark zusammenarbeiten?

→ Deutsche und polnische Fassung der Studie:
www.deutsches-polen-institut.de/wissenschaft/neupage/deutsch-polnisches-barometer



+++ Polen-Analysen

DIE AKTUELLEN POLEN-ANALYSEN BEFASSEN SICH MIT FOLGENDEN THEMEN:

- **Die politische Szene nach den Wahlen 2019 (Nr. 251):** Analyse *Die Parteien nach den Parlamentswahlen. Die politische Szene sortiert sich neu* von Jarosław Flis (Jagiellonen-Universität, Krakau); Umfragen zu Einstellungen zu Parlament, Regierung, Parteien und Präsident.
- **Jugend 2020 (Nr. 252):** Analyse *Die Jugend in Polen 2020. Lifestyle statt Aufruhr* von Tomasz Szlendak (Nikolaus Kopernikus-Universität, Thorn); Umfragen zu Internetnutzung, Freizeit, Demokratieverständnis.
- **Die deutsch-polnischen Wirtschaftsbeziehungen (Nr. 253):** Analyse *Besser geht's nicht? Die deutsch-polnischen Wirtschaftsbeziehungen nach 1990* von Sebastian Płóciennik (Universität Wrocław, Breslau); Dokumentationen *Das Bundesministerium für Wirtschaft und Energie: Das Deutsch-Polnische Wirtschaftsforum, 18. März 2019* und *Das Entwicklungsministerium der Republik Polen: Das Polnisch-Deutsche Wirtschaftsforum*; Statistik zu Wirtschafts- und Handelsdaten, Polen und Deutschland.
- **Die wirtschaftliche und gesellschaftliche Situation in Polen in der Corona-Krise (Nr. 254):** Analysen *Die polnische Wirtschaft in der Corona-Krise* von Sebastian Płóciennik (Polnisches Institut für Internationale Angelegenheiten, Warschau) und *Die Polen in Zeiten der Corona-Krise. Zähneknirschend nach vorne blicken* von Agnieszka Łada (Deutsches Polen-Institut, Darmstadt); Kommentar *Corona – ein Weg zurück zu alten Bildern?* von Peter Oliver Loew (Deutsches Polen-Institut, Darmstadt); Interview *Lasst uns machen, was nötig ist. Das ist ein Krieg* mit Marek Belka (Abgeordneter des Europäischen Parlaments; Fraktion der Progressiven Allianz der Sozialdemokraten); Statistik zu Covid-19 in Polen; Umfragen zu Reaktionen der polnischen Wirtschaft auf die Covid-19-Krise, Ver-

trauen in Informationsquellen und Ausblick auf die finanzielle Situation der privaten Haushalte.

- **Die polnische Landwirtschaft in Zeiten des Klimawandels (Nr. 255):** Analyse *Nachhaltige Landwirtschaft in Polen – Utopie, Chance oder Notwendigkeit?* von Paulina Sobiesiak-Penszko (Institut für Öffentliche Angelegenheiten, Warschau); Interview *Den Landwirten sollte am meisten am Klimaschutz liegen, denn sie spüren die Veränderungen am stärksten* mit Zbigniew Karaczun (Professor am Lehrstuhl für Umweltschutz an der Warsaw University of Life Sciences, Warschau); Statistiken zur Landwirtschaft in Polen und zu Covid-19 in Polen; Chronologie *Covid-19-Chronik, 21. April–4. Mai 2020*.
- **Das zivilgesellschaftliche Engagement der Polen (Nr. 256):** Analyse *Das zivilgesellschaftliche Engagement der Polen. Historie und Gegenwart* von Grzegorz Makowski (Stefan Batory Stiftung, Warschau); Tabellen und Grafiken zu zivilgesellschaftlichen Aktivitäten; Umfragen zu zivilgesellschaftlichem Engagement in Organisationen; Statistik zu Covid-19 in Polen; Chronologie *Covid-19-Chronik, 5.–18. Mai 2020*.
- **Fehlgeschlagene Präsidentschaftswahl im Mai 2020 (Nr. 257):** Analyse *Präsidentschaftswahlen in Zeiten der Covid-19-Krise* von Reinhold Vetter (Warschau); Interview *Die Abmachung von Kaczyński mit Gowin öffnet eine wichtige Tür, um die Ergebnisse der kommenden Wahlen anzuzweifeln* mit Adam Strzembosz (1990–1998 erster Präsident des Obersten Gerichtshofs); Umfragen zur Wahl des Präsidenten; Statistik zu Covid-19 in Polen; Chronologie *Covid-19-Chronik, 19. Mai–1. Juni 2020*.

→ Die Polen-Analysen sind zu finden unter:
www.laender-analysen.de/polen





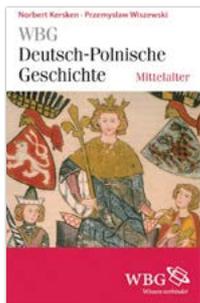
Laura Spinney

1918 – Die Welt im Fieber. Wie die Spanische Grippe die Gesellschaft veränderte

Übersetzt aus dem Englischen von Sabine Hübner, München: Hanser, 2018; 384 S., geb., € 26,00 – ISBN 978-3-446-25848-8

Vor dem Hintergrund der aktuellen Corona-Pandemie gewinnt Laura Spinneys Analyse, die bereits im vorletzten Jahr erschienen ist, eine ebenso große wie beklemmende Aktualität: Binnen weniger Wochen erkrankte am Ende des Ersten Weltkrieges ein Drittel der Weltbe-

völkerung. Die Auswirkungen auf Gesellschaft, Politik und Kultur sind allerdings noch weitgehend unbekannt. An vielen Orten brachte die Grippe die Machtverhältnisse ins Wanken, womöglich beeinflusste sie die Verhandlung des Versailler Vertrags und verursachte Modernisierungsbewegungen. Die Autorin entwirft ein Panorama dieser Epoche und erlaubt damit einen völlig neuen Blick auf das Schicksalsjahr 1918.



Norbert Kersken, Przemysław Wiszewski

Neue Nachbarn in der Mitte Europas. Polen und das Reich im Mittelalter

Darmstadt: WBG, 2020 (= WBG Deutsch-Polnische Geschichte, Bd. 1 – Mittelalter); 272 S. mit 13 s/w Abb. sowie Karten, Bibliogr. und Reg., geb., € 31,96 – ISBN 978-3-534-24762-2

Die territoriale Zersplitterung Polens wurde im 14. Jahrhundert überwunden. Für die nächsten 400 Jahre beeinflusste der mächtige Doppelstaat Polen-Litauen die Geschichte Mittel- und Osteuropas entscheidend. Nach der Schlacht bei Tannenberg (1410) stieg er

zu einer der führenden Kontinentalmächte auf. Das deutsch-polnische Autorenduo setzt diesen Aufstieg Polens in Bezug zur Entwicklung des mittelalterlichen Heiligen Römischen Reiches und analysiert die politische Rivalität ebenso wie den kulturellen und demographischen Austausch zwischen den beiden Mächten.



Maciej Górny

Vaterlandszeichner: Geografen und Grenzen im Zwischenkriegseuropa.

Aus dem Polnischen von Dorothea Traupe, Osnabrück: fibre, 2019 (= Einzelveröffentlichungen des Deutschen Historischen Instituts Warschau. 39.); 304 S., mit 42 z.T. farbigen Abb. und Karten, Hardcover, € 48,00 – ISBN 978-3-944870-68-7

Nach dem Ersten Weltkrieg wurden Geografen zu Spezialisten für Grenzbeziehungen, Nationalitäten-Statistiken und Geopolitik. Dabei förderten gerade die Pariser Friedensverhandlungen 1919 eine Orientierung, die sich mit der von Woodrow Wilson for-

mulierten Idee eines Selbstbestimmungsrechts der Nationen nicht verbinden ließ – von einer Geografie für Nationalitäten über Konzepte einer „natürlichen“, „biologischen“ Grenze bis zur Unterwerfung ganzer Bevölkerungsgruppen unter die demografische und geografische Utopie eines ethnisch möglichst homogenen Staates.



Karl-Markus Gauß

Abenteuerliche Reise durch mein Zimmer

Wien: Zsolnay, 2019; 224 S., geb. € 22,00 – ISBN 978-3-552-05923-8

Abenteuer suchen viele in der Ferne, Karl-Markus Gauß findet sie in nächster Nähe: im Reich der Gegenstände. Er begibt sich auf eine Reise, für die er sein Zimmer nicht zu verlassen braucht, mit der er uns aber durch verschiedene Zeiten und viele Länder führt. Es sind die Dinge des Alltags, in denen er die Vielfalt und

den Reichtum der Welt entdeckt. Dadurch erfahren wir von tapferen und merkwürdigen Menschen (von Gauß' donauschwäbischer Großmutter), von entlegenen Regionen, unbekanntem Nationalitäten und nicht zuletzt von den Vorlieben des Verfassers selbst. Ein Kartograph der Ränder von Europa führt die Leser auf einer charmanten, unterhaltsam lehrreichen Expedition in das unbekanntes Gelände des Privaten.



Susanne Kerckhoff

Berliner Briefe

Roman. Hrsg. von Peter Graf, Berlin: Das kulturelle Gedächtnis, 2020; 128 S., geb., € 20,00 – ISBN 9-783-946990369

Susanne Kerckhoff (1918-1950) hat den Verlust der moralischen Integrität der Deutschen, ihre Schuld an den Verbrechen des Nationalsozialismus und die Frage der daraus resultierenden geistigen Neuorientierung zum Mittelpunkt ihres literarischen Schaffens gemacht. Ein Zeugnis dieser Auseinandersetzung ist ihr kurzer,

1948 erschienener halbfiktiver Briefroman „Berliner Briefe“: Helene, eine im zerstörten Berlin lebende Frau, richtet nach Kriegsende dreizehn Briefe an ihren nach Paris emigrierten jüdischen Jugendfreund Hans. Sie sind Dokumente einer Selbstbefragung, eines Rückblicks und geben zugleich eine Bestandsaufnahme über die Gemütszustände der Deutschen, zwei Jahre nach Kriegsende und am Beginn der Nürnberger Prozesse.

Impressum

Herausgeber und Verlag:

Westpreußische Gesellschaft –
Landsmannschaft Westpreußen e.V.

Der stellvtr. Vorstandsvorsitzende
Ulrich Bonk (v. i. S. d. P.)

Mühlendamm 1, 48167 Münster-Wolbeck
Telefon 0 25 06 / 30 57-50, Fax 0 25 06 / 30 57-61

Sparkasse Münsterland Ost, Münster:

IBAN: DE59 4005 0150 0034 0248 51
BIC: WELADED1MST

**Redaktionssekretariat, Abonnement-Verwaltung
und Anzeigenannahme:** Esther Lüchtfeld
(sekretariat@der-westpreusse.de)

Redaktion:

Prof. Dr. Erik Fischer (e.fischer@der-westpreusse.de) /
Redaktionsleiter; Dr. Joanna Szkolnicka
(j.szkolnicka@der-westpreusse.eu) / Ressort PANORAMA;
Tilman Asmus Fischer (t.fischer@der-westpreusse.de) /
Ressorts VORSPANN SOWIE POLITIK UND GESELLSCHAFT;
Ursula Enke (u.enke@der-westpreusse.de) / *Text-
und Bildredaktion*

Korrespondentinnen und Korrespondenten:

Peter Neumann (Troisdorf) für Danzig, Piotr Olecki (Toruń)
für Thorn und Kujawien-Pommern, Bodo Rückert (Köln)
für Marienburg, Lech Słodownik (Elbląg) für Elbing

Verlags- und Redaktionsadresse:

Der Westpreuße
Mühlendamm 1, 48167 Münster-Wolbeck
Telefon 0 25 06 / 30 57-50, Fax 0 25 06 / 30 57-61
sekretariat@der-westpreusse.de
www.der-westpreusse.de

E-Mail Adresse der Redaktion für Leserschriften:

leserpost@der-westpreusse.de

*Der Westpreuße / Begegnungen mit einer europäischen
Kulturregion* erscheint alle zwei Monate. Der Bezugspreis
beträgt halbjährlich oder jährlich € 18,- bzw. € 36,- sowie im
Ausland jährlich € 42,-. Für Privatpersonen in Polen gilt bei
Direktbezug ein Vorzugspreis von jährlich 60 Złoty.

Zusätzlich erscheint – jeweils um einen Monat versetzt – *Der
Westpreuße / Landsmannschaftliche Nachrichten* und ergänzt
diese Zeitschrift zu einer Folge von 12 Monatsheften pro Jahr.
Der Bezugspreis eines entsprechenden Gesamtabonnements
beträgt halbjährlich oder jährlich € 39,- bzw. € 78,-, im
Ausland jährlich € 90,-. Für Privatpersonen in Polen gilt bei
Direktbezug hier ebenfalls ein Vorzugspreis, und zwar von
jährlich 120,- Złoty.

Die MwSt. ist mit 7% enthalten. Bestellungen beim Verlag.
Der Bezug kann nur mit einer Frist von mindestens drei
Monaten zur Mitte oder zum Ende des Kalenderjahres
gekündigt werden. Bei Nichtbelieferung bestehen im Fall
höherer Gewalt keine Ansprüche gegen den Verlag. Mit
Namen oder Kürzeln gezeichnete Artikel geben nicht in jedem
Falle die Meinung des Verlages oder der Redaktion wieder.
Nachdruck nur mit Genehmigung des Verlages. – Zurzeit gilt
die Anzeigenpreisliste Nr. 2.

Layout, Bildbearbeitung und Druckvorlagenerstellung:
MEDIENGESTALTUNG KOHLHAAS, Bonn

Herstellung: WIRmachenDRUCK GmbH
Mühlbachstraße 7, 71522 Backnang

ISSN: 0043-4418

Auflage: 1.000 Exemplare

Autorinnen und Autoren

Piotr Chruścielski M. A. – polnischer Germanist, Historiker und wissen-
schaftlicher Mitarbeiter des Museums Stutthof in Sztutowo, promoviert an der
Universität Gdańsk über deutsche und österreichische Häftlinge des KZ Stutt-
hof und lebt in Danzig.

Alexander Kleinschrodt M. A. studierte Musikwissenschaft, Kunstgeschichte
und Germanistik, er arbeitet als freier Kulturwissenschaftler und Autor;
zudem übernimmt er regelmäßig Lehraufträge an der Universität Bonn. Seit
2018 arbeitet er als kooptiertes Mitglied im Vorstand der Westpreußischen
Gesellschaft mit.

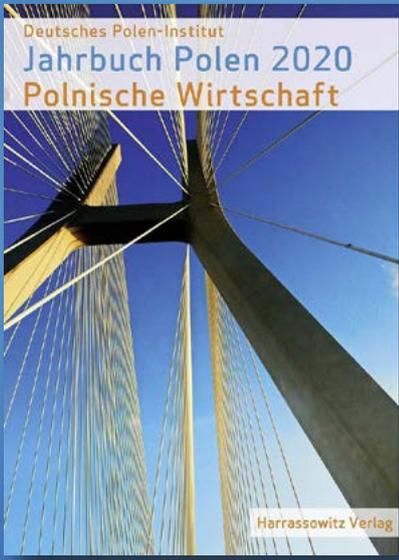
Dr. Magdalena Izabella Sacha befasste sich schon in ihrer Magisterarbeit
(*Der Topos Masurens als das verlorene Paradies in der Literatur Ostpreußens*)
mit Fragen der deutsch-polnischen Beziehungen. Ihre Dissertation widmete
sie den kulturellen Aktivitäten der Häftlinge im KZ Buchenwald (Gdańsk-
Bydgoszcz 2014). In den Jahren von 2001 bis 2009 leitete sie das Regional-
museum Krockow in der Kaschubei, die Außenstelle des Westpreußischen
Landesmuseums. Seit 2004 arbeitet sie am Kulturwissenschaftlichen Lehr-
stuhl der Universität Gdańsk und unterrichtet u. a. Museumswissenschaft
und Regionalgeschichte.

ERRATUM

In der letzten Ausgabe (DW 3/2020) ist im Artikel „Eine Entdeckungsreise ent-
lang der Ostseeküste“ (S. 5f.) auf S. 6 leider eine unzutreffende Bildunterschrift
stehengeblieben. Die dort abgebildete Person zeigt nicht Prof. Dr. Ulrich Bath-
mann, sondern – wie alle an Agnes Miegel interessierten Personen sicherlich
sofort festgestellt haben – Prof. Dr. Wladimir Gilmanov aus Königsberg. Wir bit-
ten, dieses Versehen zu entschuldigen. Die DW-Redaktion

Anzeige

Jahrbuch Polen 31 (2020)



POLNISCHE WIRTSCHAFT

Hg. vom Deutschen
Polen-Institut

**194 Seiten, 36 Abb.,
24 Tabellen**

€ 15,-

ISBN: 978-3-447-11404-2

Welcher Betrachter mag sich der Stimmung und dem Zauber dieser Momentaufnahme entziehen, jenem Augenblick, der stilles Innehalten und inbrünstige Aufmerksamkeit spannungsvoll miteinander verbindet? Dem dramaturgischen Reiz einer Mauerschau folgend, lässt uns die kleine Protagonistin teilhaben an einem Geschehen, das sie ungläubig staunend in den Bann nimmt und an dem sie, das will ihre Tracht verraten, wohl auch aktiv mitwirken darf. Nichts können wir unmittelbar wahrnehmen von buntem Treiben und wehenden Fahnen, kämpfenden Ordensrittern auf schnaubenden Pferden, von edlen Burgfräuleins und Musikanten, die alljährlich bei dem großen Spektakel rund um das imposante Backsteingebäude der einstigen Deutschordensburg zu bewundern sind. Zahlreich strömen aus diesem Anlass die Besucher in die kleine Stadt Mewe, die sich malerisch über dem Mündungsgebiet der Ferse in die Weichsel erhebt. Insbesondere auch deutsche Reiseanbieter preisen diesen traditionsreichen Ort mit seinen Turnieren, Konzerten und Reenactments als ein Paradies für Liebhaber mittelalterlicher Spiele an. Freilich: Im Sommer 2020 werden wir uns beim Betrachten des Bildes durchaus etwas wehmütig fragen müssen: Wird das, was die kleine Komparsin in den Blick genommen hat, ihr auch in diesem Jahr begnügen und sie erfreuen? st Ursula Enke

